

**„In one's own write“**

**Psychoanalytische Lektüren letzter Worte von Suizidenten**

Abhandlung (kumulative Dissertation)

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät

der

Universität Zürich

Vorgelegt von

Dragica Stix

Angenommen im Herbstsemester 2014 auf Antrag der Promotionskommission:

Prof. em. Dr. phil. Brigitte Boothe (hauptverantwortliche Betreuungsperson)

Prof. Dr. phil. Peter Schneider

PD Dr. med. Marc Walter

Zürich, November 2016

<b>EINLEITUNG</b>	<b>6</b>
<b>ARIADNEFADEN</b>	<b>9</b>
<b>AUSGANGSLAGE</b>	<b>10</b>
<b>MANUSKRIFT 1: SYSTEMATISCHES REVIEW DER ABSCHIEDSBRIEFFORSCHUNG</b>	<b>10</b>
<b>MANUSKRIFT 2: ABSCHIEDSBRIEFE ALS WUNSCHGESCHEHEN</b>	<b>14</b>
<b>MANUSKRIFT 3: ÜBER SCHULD UND SÜHNE IN ABSCHIEDSBRIEFEN</b>	<b>16</b>
<b>MANUSKRIFT 4: KÜSSE SCHREIBEN</b>	<b>18</b>
<b>DISKUSSION UND ANKNÜPFUNGSPUNKTE</b>	<b>19</b>
STERBEHILFEORGANISATIONEN: EXIT UND DIGNITAS	20
ANGEHÖRIGE – REZEPTIONS- UND WIRKUNGSFRAGEN	25
<b>LITERATURVERZEICHNIS SYNOPSE</b>	<b>28</b>
<b>MANUSKRIFT 1</b>	<b>31</b>
<b>TACKLING THE LAST WORDS: ON THE SCOPE OF SUICIDE NOTE RESEARCH</b>	<b>31</b>
<b>METHODOLOGY</b>	<b>33</b>
<b>STRUCTURE OF THE ARTICLE</b>	<b>34</b>
<b>COMPARING SUICIDE NOTES OF SUICIDE ATTEMPTERS AND COMPLETERS</b>	<b>36</b>
<b>ARE SUICIDE NOTE WRITERS REPRESENTATIVE OF ALL SUICIDES?</b>	<b>36</b>
<b>SIMULATED AND GENUINE SUICIDE NOTES</b>	<b>38</b>
<b>IMPACTS OF THE SUICIDAL MIND ON THE SUICIDE NOTES OF COMPLETERS</b>	<b>40</b>
<b>CONTENT OF COMPLETERS' SUICIDE NOTES</b>	<b>41</b>
AGE	43
GENDER	45
SUICIDE METHOD	46
CULTURE	46
<b>RESEARCH ON SUICIDE NOTES AND DISCURSIVE PSYCHOLOGY</b>	<b>48</b>
<b>DISCUSSION</b>	<b>50</b>
<b>MANUSKRIFT 2</b>	<b>70</b>
<b>WAS MACHEN WÜNSCHE IN ABSCHIEDSBRIEFEN?</b>	<b>70</b>
<b>ÜBER DAS WÜNSCHEN</b>	<b>71</b>
<b>DER WUNSCH IN DER MOTIVATIONSPSYCHOLOGIE</b>	<b>71</b>
<b>DER WUNSCH IN DER PSYCHOANALYSE</b>	<b>73</b>
<b>DIE SPRACHE DES WÜNSCHENS</b>	<b>75</b>
<b>WÜNSCHE IN ABSCHIEDSBRIEFEN</b>	<b>76</b>
<b>EXPLIZITE WÜNSCHE IN ABSCHIEDSBRIEFEN</b>	<b>80</b>

BESTATTUNGSWÜNSCHE:	80
WÜNSCHE AN ANDERE:	81
ABSCHIEDSWÜNSCHE:	82
WUNSCHANDEUTUNGEN:	84
<b>WAS WÜNSCHE IN ABSCHIEDSBRIEFEN MACHEN</b>	<b>84</b>
<b>POST SCRIPTUM</b>	<b>86</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS</b>	<b>88</b>
<b>MANUSKRIFT 3</b>	<b>91</b>
<hr/>	
<b>SCHULD UND SÜHNE: TEXTANALYTISCHE UNTERSUCHUNG DER LETZTEN WORTE VON</b>	
<b>SUIZIDENTEN</b>	<b>91</b>
<b>DISKUSSION</b>	<b>120</b>
<b>MANUSKRIFT 4</b>	<b>125</b>
<hr/>	
<b>„DU HAST MIR NIE GEGEBEN WAS ICH BRAUCHTE“ – ANALYSE EINES ABSCHIEDSBRIEFS MIT</b>	
<b>PSYCHOANALYTISCHEM KOMMENTAR</b>	<b>125</b>
<b>LEBENS LAUF</b>	<b>147</b>
<hr/>	
<b>DEKLARATION</b>	<b>152</b>
<hr/>	

## Danksagung

Wer mich kennt, weiss, dass mir eine bemerkenswerte Gabe zur Witterung verlockender Nebenschauplätze eignet. Ich möchte mich bei allen herzlich bedanken, die mir halfen, meine Dissertation dabei nicht aus den Augen zu verlieren.

Allen voran sind das Brigitte Boothe und Marc Walter.

Ich kenne keinen Menschen, der besser strukturieren, planen, motivieren und Mut spenden kann als Marc Walter – Marc, ich möchte mich ganz herzlich für Deine grosszügige Unterstützung bedanken!

Bereits als Studentin genoss ich das Privileg, gezielt von Brigitte Boothe gefördert zu werden; und zwar so, dass ich stets davon überzeugt sein durfte – weil sie kritisieren kann und dies, wo nötig, auch tut –, solche Förderung mitunter auch verdient zu haben. Brigitte, Du hast mich stets mit Rat und Tat begleitet und es ist ein unbeschreibliches Geschenk, als Erwachsene ein Vorbild zu haben, das dem Alltag eine Prise Zauber und einen Funken Glück verleiht. Ich danke Dir von ganzem Herzen!

Andreas Frei gilt besonderer Dank, da die vorliegende Arbeit ohne die Abschiedsbriefe, die er zur Verfügung gestellt hat, nicht möglich gewesen wäre. Lieber Andreas, Du warst immer für Fragen verfügbar, hast mit differenzierter Rückmeldung meine Arbeit verbessert und *en passant* bei jeder Gelegenheit mit allerhand Interessantem meine Allgemeinbildung verbessert – ganz herzlichen Dank!

Grosser Dank gilt auch Peter Schneider, der sich, ohne zu zögern, als Zweitgutachter zur Verfügung gestellt hat.

Bedanken möchte ich mich auch bei meinem (psychoanalytischen) Supervisor Markus Fäh, der mir wertvolle Denkanregungen bei einer der Briefanalysen gegeben hat.

Meiner Familie gebührt riesiger Dank. Dafür, dass nie an mir gezweifelt wurde und dass man mir mit viel Verständnis entgegengekommen ist, wenn ich in arbeitsintensiven Zeiten nur an mich gedacht habe. Das Wissen darum, *dragi tata*, wie stolz und glücklich mein Abschluss Dich machen würde, hat mir, wenn ich müde und der Arbeit überdrüssig war, die nötige Zuversicht und Kraft gegeben.

Ganz besonderer Dank gilt auch Philippe P. Haensler: Er hat meine Texte mit viel Hingabe, Präzision und Sprachgefühl lektoriert.

Grosser Dank gilt, zum Schluss, der Heigl-Stiftung, die die vorliegende Arbeit mit einer grosszügigen Anschubfinanzierung von 16'323 Euro unterstützt hat.

## Einleitung

Suizid konfrontiert mit Aufgaben, deren Bewältigung zum Schwierigsten gehört. Dies gilt für Philosophen, Theologen, Soziologen, Psychologen, praktizierende Therapeuten, Psychopharmaka-Entwickler – vor allen anderen aber für den Suizidalen selbst und, nicht zuletzt, jene, die durch Selbsttötung Angehöriger verlassen werden.

Das Suizidverständnis der Kirche ist seit Augustinus' Spezifizierung des biblischen „du sollst nicht töten“ in *De civitate Dei* eindeutig: Das Leben ist Gabe Gottes, die abzulehnen dem Menschen unter keinen Umständen zusteht. Wo der Mensch es nimmt, sei es nun fremdes oder eigenes, frevelt er gegen göttliches Gebot und verrät die Gemeinschaft, in die er hineingeboren wurde (vgl. z. B. Mösgen, 1999). Differenzierter äussert sich die Theologie, wo sie nicht direkt institutionell gebunden ist: Dass Gott dem Menschen das Leben anvertraut hat, muss nicht mit einem Lebenszwang einhergehen. Befragt man die in der Bibel zur Darstellung gebrachten Suizide (Saul, Ahithophel, Simri, Simson und Judas) unter dem Horizont (bestimmter Auslegungen) der Ethik Jesu, zeigt sich, dass Suizid nicht in allen Fällen als eine Auflehnung gegen Gott zu nehmen ist – dann z. B., wenn er direkte Konsequenz untragbarer Leidensbelastung oder einer existenziellen Extremsituation darstellt (Barth, 1969).

Eine mindestens ebenso grosse Bandbreite an verschiedenen Zugängen zum Phänomen findet sich in der Philosophie: Es wird als horrende Missachtung einer dem Menschen wesenseigentlichen Pflicht scharf verurteilt (Kant), als wichtige Ausdrucksmöglichkeit eines freien Willens bejaht (Seneca) und jenseits bestimmter ethischer oder moralischer Bewertungen als empfindliches Problem für so etwas wie Ethik oder Moralität überhaupt in den Blick genommen (Wittgenstein).

Es ist nicht unüblich, dass Unverstandenes polarisiert, verurteilt oder glorifiziert wird. Dass dieser Tendenz entgegenzuwirken versucht wird, zeigt z. B. die Einführung des Begriffs ‚Suizid‘ als Ersatz für den pejorativen ‚Selbstmord‘ oder dem mystifizierenden ‚Freitod‘ (Morgenthaler, 2009). Zu dieser wichtigen Ent-Wertung des Suizids auf diskursiver Ebene haben insbesondere auch die Gründung von Sterbehilfsorganisation und die durch sie entstandenen (juristischen, moralischen, menschenrechtlichen, psychologisch-psychiatrischen) Diskussionen einen Beitrag geleistet. Heute ist, insbesondere im Kontext des assistierten Suizids, die Rede vom ‚Recht‘ auf Selbsttötung. Ein Terminus, der anzeigt, dass Suizid nicht zwingend nur als Gegenstand von Bewertung, sondern auch als einer von freiem Wählen gedacht werden kann. Ob die durch Wahl der Begrifflichkeit eröffnete Chance aber tatsächlich wahrgenommen worden sei, wird man nicht ohne Weiteres bejahen können. So ist

bemerkenswert, dass dies ‚Recht‘ eines zu sein scheint, das man physisch schwer Kranken schneller einzugestehen gewillt ist als jenen, die scheinbar ohne erkennbaren Grund, plötzlich und ohne vorherigen Einbezug von Nächsten das Leben verlassen. Solche asymmetrische Bewertung der Inanspruchnahme ein und derselben Möglichkeit hat ihren Grund wohl darin, dass uns die Vorstellung, selbst an erlöschendem Lebenselan zu leiden, nicht allzu schwierig fällt. Der Gedanke an zermürbende körperliche Schmerzen, die Angst vor einem permanenten Angewiesensein auf Pflegeunterstützung und die beunruhigende Fantasie eines unaufhaltsamen Bröckelns der eigenen Autonomie stellen entscheidende Gewichte bei der Abwägung dar, ob ein Suizid als nachvollziehbar oder aber unbegründet taxiert wird.

Einem Suizid, der nicht in der Lage ist, Verständnisbemühungen zu mobilisieren, wird noch immer mit wenig Akzeptanz (nicht selten gar noch immer mit Verachtung) begegnet. Fast scheint es, als habe auf besagtes Recht – nicht jeder ein Recht. Mögen die Fronten auch aufgeweicht worden sein, eignet Suizid noch immer der schale Beigeschmack eines „sittliche[n] Skandalon[s]“ (Willemsen, 1989, S. 19). Für jene, die von psychischem Leid geplagt das Leben verlassen, bedeutet dies, zu wissen, dass sie als Geisteskranke erscheinen und ihre Entscheidung als Frucht von Urteilsunfähigkeit (nicht jedoch der Schuldunfähigkeit, wird doch Suizidenten noch immer gerne Egoismus zum Vorwurf gemacht) abgetan werden könnten. Das Wissen um die Möglichkeit, be- und nicht selten *verurteilt* zu werden, ist nichts, was der Suizidale sich eigens aneignen müsste, nichts, was in gewissen Fällen gegeben ist, in anderen nicht. Vielmehr ist es irreduzible Komponente der kulturellen Praktiken, die den Autor eines Abschiedsbriefs zu dem machen, was er ist. Eine treffende Beschreibung dessen, was einem Suizidenten in dieser schwierigen Lage durch den Kopf gehen muss, findet sich bei Alfred Lichtenstein:

Ich werde mich weiteren Grübeleien über diese verwirrten Dinge entziehen, indem ich mir das Leben nehme. Man wird empört sein. Mir die Berechtigung absprechen, über mich zu verfügen. Und das medizinisch begründen. Um sich zu beruhigen; denn wenn jeder so dächte, gäbe es bald ein allgemeines Protestieren gegen das Dasein.

Aus der *Erzählung der Selbstmord des Zöglings Müller*, zit. nach. Willemsen, 1989, S. 1.

Liegt auch dem nicht physisch kranken Suizidenten ausserhalb der literarischen Welt etwas an Souveränität und Unabhängigkeit, wird es ihm ein Anliegen sein, dem Image des nur an sich selbst denkenden, ansonsten unbedachten Verschwenders, der bereit ist, sein Leben zum Kummer anderer im Affektüberschuss vorschnell wegzuwerfen, zu entkommen. In Anbetracht der psychiatrischen Forschung, die Schuld und Scham als ‚Vorläufer‘ von Suizid identifiziert

hat (De Leo, 2004; vgl. Frei, Bucher, Walter, & Adjacic-Gross, 2013), stellt die Erwartung des Suizidenten (dank kollektiv geteiltem Wissen über Meinungen zu Suizid) eine Verdoppelung der Schuld- und Schamthematik dar: Zu Schuld- und Schamgefühlen bezüglich früherer Taten und Ereignisse kommt die antizipierte Beschuldigung für den vollzogenen Suizid hinzu, welche wiederum die Scham kurz vor Suizid vergrössern kann. Der Versuch, sich in diesem Teufelskreis doch noch ein erträgliches, erlösendes Ende zu gestalten, ist, wo er gelingt, eine beachtliche Kunst.



## Ariadnefaden

Kumulative Dissertationen haben im Vergleich zu monographischen viele Vorteile. Sie bereiten ihren Autor auf die wissenschaftliche Welt vor, in der nur zu bestehen ist, wenn Zeichenzahl- und Zeitvorgaben eingehalten, das Leitbild, die Zielgruppe sowie die formalen Angaben des Journals berücksichtigt werden. Kumulative Dissertationen ermöglichen dem Dissertanten durch das Peer-Review-Verfahren von Fachzeitschriften auch Rückmeldungen von profilierten Wissenschaftlern ausserhalb der Promotionskommission, fördern dadurch die Kritikfähigkeit und erweitern den eigenen Horizont. In seinen Versuchen, sich obigen Aufgaben zu stellen, wird der junge Wissenschaftler von Kursangeboten für Doktorierende, die er im Rahmen der curricularen Leistungen erbringen muss, sowie den Mitgliedern seiner Promotionskommission unterstützt.

Eine kumulative Dissertation birgt aber auch Schwierigkeiten: Es gilt, nebst den eigenen, auch Ansprüchen vieler anderer zu genügen. Besonders deutlich tritt dies da hervor, wo nicht vorhersehbare Journaldeadlines für Überarbeitungen mit der eigenen Agenda versöhnt und unbefriedigende Kompromisse in Kauf genommen werden müssen. Gerade bei qualitativen Arbeiten sind die beschränkten Zeichenzahlen eine grosse Herausforderung: Wie bringt man einen einführenden theoretischen Teil (der sich zudem auf den im Journal gepflegten Diskurs beziehen sollte), einen Forschungsüberblick, eine Erklärung der verwendeten Methodik und die Diskussion der eigenen Ergebnisse auf sehr eng begrenztem Raum in nachvollziehbarer Weise zusammen?

Zu Beginn einer Dissertation ist ein konzises Konzept zu erstellen, in dem die verschiedenen Bestandteile aufeinander abgestimmt sind, und von dem nicht mehr bedeutsam abgewichen werden muss. Dies zuwege zu bringen, ist kein Leichtes: Verlagern sich die Fragestellungen, Hypothesen und die angewandte Methodik, droht der Eindruck von Beliebigkeit. Doch ist auch hier nicht selten der Weg das Ziel; wenn nachträglich realisiert wird, von welcher Position aus und mit welchen impliziten Hypothesen die Forschungsarbeiten geschrieben wurden.

Der rote Faden meiner Doktorarbeit soll in Form eines Rückblicks auf den Dissertationsprozesses nachgezeichnet werden. Begonnen wird mit der Beschreibung des Datenmaterials, dass zur Verfügung stand, um dann zum Entstehungshintergrund sowie der knappen Zusammenfassung der vier Artikel, aus denen vorliegende Dissertation besteht, zu schreiten. Eine abschliessende Diskussion fragt nach der theoretischen und praktischen Relevanz des Geleisteten, sucht nach Verknüpfungspunkten zwischen Erkenntnissen der vier Artikel, aber auch nach Anschlussmöglichkeiten an verwandte Forschungsfelder. Die

Herausforderung wird sein, die Arbeit, ihren theoretischen Hintergrund sowie ihr methodisches Vorgehen im wissenschaftlichen Feld zu verorten. Schliesslich wird die Arbeit kritisch gewürdigt und auf mögliche Fortsetzungen hin geöffnet.

## **Ausgangslage**

Die verfügbaren Abschiedsbriefe (n=61) entstammen einem Datensatz (N=256), der alle Suizide aus dem Kanton Luzern von 2002 bis 2006 versammelt. Geburts- und Todesdatum, sowie Angaben bezüglich Beruf, Suizidmethode, Suizidankündigung, Familienstatus, psychiatrischer Diagnose und/oder Verdachtsdiagnosen der Polizei liegen bei jedem der Suizidfälle vor. Für eine genaue Einsicht in den Datensatz sowie dessen statistische Auswertungen ist das 2013 im *Swiss Medical Weekly* open-access erschienene Paper von Frei und Kollegen konsultierbar. Im Folgenden wird nur auf die für die Abschiedsbriefe relevanten Fakten eingegangen: 85 Abschiedsbriefe, wovon 24 Dignitas- und Exitklauseln im Rahmen assistierten Suizids sind, standen der Autorin vorliegender Arbeit in abgetippter Form digital zur Verfügung. Suizidenten, die weder eine offizielle psychiatrische Diagnose, noch eine durch die Polizei gestellte Verdachtsdiagnose erhalten haben, hinterliessen signifikant häufiger einen Abschiedsbrief. Dieses Erkenntnis widerspricht Studien, die keinen Unterschied zwischen jenen, die einen Abschiedsbrief hinterlassen, und denen, die keinen verfasst haben, gefunden haben (z. B. Foster, 2003; O'Connor, Sheehy, & O'Connor, 1999). Nennenswert ist zudem, dass der Prozentsatz derjenigen, die einen Abschiedsbrief hinterlassen haben, im Vergleich zu anderen Untersuchungen mit 36.6% relativ hoch ist (vgl. Eisenwort et al., 2007). Anzumerken ist zum Schluss, dass der Kanton Luzern katholisch ist, sowohl Stadt- als auch Land-Bevölkerung aufweist und ca. 5% der Schweizergesamtbevölkerung umfasst (Camenzind et al., 2008).

Das Projekt ist von der Oberstaatsanwaltschaft des Kantons Luzern und der Eidgenössischen Datenschutzkommission bewilligt worden.

## **Manuskript 1: Systematisches Review der Abschiedsbriefforschung**

Das Dissertationsvorhaben begann mit der Aufgabe, einen fundierten Überblick über die Forschungslandschaft zu Abschiedsbriefen zu gewinnen, bevor eigene empirische Arbeiten in Angriff genommen würden. Dafür wurde eine systematische Literaturrecherche vorgenommen. Anhand von 163 Artikeln zu Abschiedsbriefen konnten sechs Forschungsfragen identifiziert werden: (1) Unterscheiden sich Suizidenten, die einen Abschiedsbrief hinterlassen von ‚stummen‘ Suizidenten? (2) Gibt es Unterschiede in Abschiedsbriefen von Suizidenten und Suizidüberlebenden? (3) Können Abschiedsbriefe anhand demografischer und suizidologischer Variablen (Alter, Geschlecht, Kultur, Methode etc.) in Untergruppen unterteilt werden? (4) Inwiefern lassen sich ‚erfundene‘ (von Versuchspersonen geschriebene) und ‚echte‘ Abschiedsbriefe unterscheiden? (5) Gibt es Hinweise darauf, dass sich der ‚suicidal mind‘ auf Schreibstil und Inhalt des Briefes auswirkt? (6) Gibt es Beiträge der Abschiedsbriefforschung für die Suizidprävention?

Der gegenwärtige Forschungsstand lässt keine eindeutige Antwort für die Repräsentativität von Verfassern von Abschiedsbriefen für alle Suizidenten zu. Ausserdem lässt sich festhalten, dass die Studien eher Gemeinsamkeiten als Unterschiede (in soziodemografischen und suizidologischen Variablen) betonen. Die wichtigsten konkreten Befunde seien im Folgenden kurz zusammengefasst. Passive Suizidmethoden wurden (mit Ausnahme des sich Erschiessens oder Erhängens) bei Abschiedsbriefhinterlassern häufiger identifiziert. Zudem dürfen kulturelle Spezifitäten nicht unbedacht bleiben: In Ländern, wo Frauen schlechte bis gar keine Bildung erhalten, hinterlassen sie natürlich auch mit kleinerer Wahrscheinlichkeit einen Abschiedsbrief. Die Forschungsergebnisse zeigen, dass die letzten Worte von Suizidenten und Suizidüberlebenden mehr Ähnlichkeiten als Differenzen aufweisen. Die Unterschiede, die herausgestellt wurden, bezogen sich darauf, dass Suizidenten mit höherer Wahrscheinlichkeit einen Abschiedsbrief hinterlassen und ihre Briefe mehr soziale Referenzen enthalten, während in Briefen von Suizidüberlebenden Instruktionen häufiger zu finden sind.

Echte Abschiedsbriefe sind im Vergleich zu erfundenen kürzer, nennen jedoch häufiger Daten und Namen und instruieren ihre Angehörigen öfters, als es Briefe von Probanden tun (auch hier gilt jedoch, dass es mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede gibt). Menschen, auch Suizidexperten, versagen in der Unterscheidung echter von erfundenen Abschiedsbriefen, bei Computerprogrammen ist die Chance der richtigen Einteilung höher.

Rigides Denken, eingengter Aufmerksamkeitsfokus, Konkretheit und logische Fehlschlüsse in Abschiedsbriefen werden als Konsequenzen des präsuizidalen psychischen Zustandes gedeutet. Briefe von Suizidenten in hohem Alter legen den Schluss nahe, dass ihre Autoren weniger Druck empfanden, ihre Wahl zu erläutern und zu rechtfertigen. Überdies enthielten ihre Briefe

im Durchschnitt mehr Bezugnahmen auf somatische Leiden, Einsamkeit, und signifikante Andere. Mit Blick auf die Geschlechter war kein eindeutiger Unterschied erkennbar. Kulturelle Unterschiede in Abschiedsbriefen existieren zwar, werden aber wiederum von den Gemeinsamkeiten überschattet. Letzte Worte von Menschen, die sich mit harten Methoden das Leben nahmen, enthielten in der Regel weniger Ausdruck von Freude, von Liebe gegenüber anderen und von Dankbarkeit, weniger Humor und Ironie.

Die Inhalte der Abschiedsbriefe wurden in sechs Kategorien unterteilt: (1) Formalia, (2) Probleme, (3) Emotionen, (4) Suizidmotive, (5) Regulierung von Beziehungen, (6) Regulierung von Schuld.

Die Abschiedsbriefforschung hat mehrfach zum Ausdruck gebracht, die Stigmatisierung von psychiatrischen Diagnosen müsse reduziert werden, damit suizidale Personen eher therapeutische Hilfe aufsuchen und in Anspruch nehmen.

Allerhand methodische Probleme könnten für die vielen Ununterscheidbarkeiten verantwortlich sein: Kleine und/oder nicht repräsentative Datensätze; solche, die Abschiedsbriefe aus verschiedenen Jahrzehnten versammeln; der Umstand, dass ein Grossteil der Forschung auf ein und demselben Datensatz beruht, und die Kürze der Briefe, welche die Anwendung vieler Computeranalyseprogrammen verunmöglicht.

Nach der Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstandes schritt das Review auf Basis von drei Artikeln (Jacobs, 1982; Lätsch, 2012; McClelland et al., 2000) zur Kritik fort: Indem ihre impliziten Prämissen identifiziert, benannt und als problematisch entlarvt wurden, wurde gezeigt, dass die Abschiedsbriefforschung auf überaus wackligem Grund ruht. In diesem Kontext sind vor allem anderen zweierlei Aspekte zu betonen: Der erste unterstellte Irrtum in vielen Auseinandersetzungen mit dem Medium ‚Abschiedsbrief‘ liegt darin, dass sich fast alle Abschiedsbriefforscher (der späte Shneidman bildet hier eine überaus wichtige Ausnahme), ohne dies zu begründen, sicher sind, suizidale Menschen würden ihre Suizidmotive kennen; der zweite darin, dass Suizidenten – gesetzt einmal, die Motive seien bewusst – ihre Beweggründe tatsächlich unverfälscht zu Brief bringen, wenn sie die Abfassung letzter Worte in Angriff nehmen. Letztere Annahme erweist sich als in hohem Masse zweifelhaft insbesondere dann, wenn in Betracht gezogen wird, dass Abschiedsbriefen auch eine selbstinszenatorische Komponente eignen kann, es ihnen nicht zuletzt darum geht, ihre Verfasser in möglichst gutem Licht dastehen zu lassen. Hierfür gibt es prägnante empirische Befunde: So konnte gezeigt werden, dass jene, die mehrere Abschiedsbriefe hinterlassen, beträchtliche Variation in ihrer Suizidbegründung aufweisen – so verschieden die Adressaten, so unterschiedlich sind auch die Briefinhalte.

Nachdem McClelland und Kollegen (2000) in ihrer Arbeit auf methodische Schwächen der Abschiedsbriefforschung hinweisen, um die Validität deren Ergebnisse einer kritischen Prüfung zu unterziehen, schreiten sie zu dem radikalen Fazit fort, dass Aussagen über die Suizidmotivation des Suizidenten auf Grundlage des Abschiedsbriefes schlichtweg nicht machbar seien. Wer Derartiges dennoch in Angriff nimmt, ignoriert, dass letzte Worte vor allem anderen einmal *Worte* sind. Abschiedsbriefe sind Texte – und als solche zu untersuchen: Was in ihnen steht, wird produziert in einem intrikaten Prozess zwischen Wort und Rezipient und ist nicht irgendwo hinter ihnen verborgen wie ein zu hebender Schatz. Um die Einsichten dieses Denkabschnitts nach- und ausblickend auf einen Nenner zu bringen: Abschiedsbriefe sind keine geheime, anhand kryptoanalytischer Verfahren aufzudröselnde Botschaften aus dem Jenseits – vielmehr stellen sie, wo in angemessener Weise befragt, aufschlussreiche Dokumente eines höchst lebendigen Umgangs mit sozialen Praktiken dar.

In der ersten Dissertationsphase habe ich mich dem Urteil, Abschiedsbriefe seien in keinerlei Weise ‚Fenster in die Seele‘, angetan angeschlossen. Der Zufall wollte, dass die Relektüre eben dieses Artikels (McClelland et al., 2000), der mich zu einer solch radikalen Haltung geführt hat, Anstoss einer Einstellungsänderung wurde:

Rather, they [suicide notes, DS] provide explanations of the event which serve to render various actors either blameworthy or not blameworthy. Moreover, those reasons which are used to excuse the author for committing suicide can be seen as legitimations of an act which is normally illegitimate. Suicide notes therefore serve as evidence of socially shared beliefs as to the conditions under which suicide is seen as an acceptable act. They might also help us see whether different conditions make suicide acceptable for those occupying different social positions. In so far as action is more likely to the extent that it is socially acceptable, then suicide notes may provide us with an indirect indication of the conditions under which suicide is more likely for those in any given social position by indicating the conditions which are deemed to mitigate against the unacceptability of suicide for them.

Abschiedsbriefe mögen nicht direkte Rückschlüsse auf das individuelle Seelenleben ihrer Autoren ermöglichen – das heisst aber noch lange nicht, dass sie nicht trotzdem überaus wertvolle Dokumente für psychologische Forschung darstellen. Gesetzt, dem Abschiedsbrief käme die Funktion und Wirkung zu – wie in obigem Textausschnitt angedeutet – den Briefautor auf seinen Suizid vorzubereiten, ihn die Welt so konstruieren lassen, dass er leichter gehen kann, wäre es von Interesse, die dafür in Anspruch genommenen Mechanismen zu untersuchen

und theoretisch einzubetten. Mit dem Vorsatz, Letzteres zu versuchen, schritt ich zur Verfassung des nächsten Artikels fort.

Das Review *Tackling the last words: On the scope of suicide note reseach* war im Mai 2013 beim Journal *Psychological Bulletin* eingereicht worden. Im November desselben Jahres kam die Rückmeldung: Auflage einer ‚major revision‘. Für die vorliegende Arbeit wurde, um willen einer getreuen Nachzeichnung des Weges, welchen die Entwicklung der Dissertation durchlaufen hat, die ursprüngliche Version gewählt. Das Manuskript befindet sich zurzeit im Umarbeitungsprozess: Nach Abschluss der Dissertation möchte ich noch einmal zu ihrem Anfang zurückkehren, um – nebst Berücksichtigung der Reviewkritiken – das, was sich mir im Laufe meiner eigenen Arbeit erschlossen hat, einfließen zu lassen.

## **Manuskript 2: Abschiedsbriefe als Wunschgeschehen**

Das ‚einsame‘ Seelenleben ist gar nicht so geheim, wo es sich einer Sprache bedient. Die Freud’sche Notiz trifft den Nagel auf den Kopf: „Psyche ist ausgedehnt, weiss nichts davon“ (Freud, 1938) – ausgedehnt über Sprache. Die Seele, die hinter dem Text gesucht wird, steckt bis zu einem gewisse Grade in diesem selbst: Sie stellt nicht etwas dar, dass für sich besteht, um dann zur Sprache zu kommen, sondern *ist* solches Ringen um Worte selbst. Entsprechend können letzte Worte – ohne die Ergebnisse letzter Station zu vergessen – darauf hin befragt werden, was sich in einem Schreiben unter extremsten Bedingungen an psychischem Geschehen aktualisiert, wie es modifiziert und moduliert wird und welche Funktion dieses Geschehen erfüllt. Diese Neuakzentuierung der Herangehensweise, bedurfte, sollte sie sich nicht im Theoretischen erschöpfen, einer Umgrenzung des entsprechend zu untersuchenden thematischen Feldes.

Die thematische Fokussierung geschah – einerseits aus pragmatischen Gründen (es bot sich die Gelegenheit einer Publikation), andererseits aus theoretischem und klinischem Interesse – durch die Konzentration auf das Konzept ‚Wunsch‘. Die Arbeit begann mit einer theoretischen Auseinandersetzung und Verortung zwei verschiedener Wunschkonzepte: Jenem der Motivationspsychologie und dem der Psychoanalyse. Während der Wunsch in der Motivationspsychologie als potenziell handlungsinitiierender Anstoss gilt, bildet er in der psychoanalytischen Theorie die erste psychische Leistung des Menschen, die ihm ein Leben lang Motor psychischen Geschehens, jenseits der Realität von vernünftiger Planung und Handlung, bleibt. Wer diese Kraft zu nutzen weiss, kann sich durch Wunschbekundungen, Wunschseufzer, Tagträumereien den Alltag versüssen und/oder bei eingeschränkter

Handlungsmöglichkeit von einer kompensatorischen Abhilfe Gebrauch, die lustvolle Entspannung verschafft.

Gefragt wurde – wie es der Titel der Arbeit anzeigt – danach, was Wünsche in Abschiedsbriefen machen. Als Ausgangspunkt dienten folgende drei Hypothesen:

- (1) In Anlehnung an die diskursive Psychologie lässt sich vermuten, dass Wunschäusserungen
  - (a) im Dienst der Verhandlung von Schuld (die man sich mit dem Suizid aufzubürden glaubt oder von anderen zugeschrieben zu bekommen fürchtet) stehen und
  - (b) einen Zweck im Rahmen der Optimierung der eigenen Selbstwahrnehmung erfüllen könnten.
- (2) Auf Basis der psychoanalytischen Theorie ist denkbar, dass Wunschnennungen ihren Verfasser zur Fantasietätigkeit treiben und auf dem Weg mentaler Wunscherfüllung Wohlbefinden produzieren.
- (3) Mit Bezug auf die Studie von Sanger und Veach (2008), die als Hauptfunktion des Abschiedsbriefs den Erhalt und die Pflege von Beziehungen nennt, lässt sich zudem annehmen, dass die zum Ausdruck gekommenen Wünsche nicht nur eine ‚intrapsychische‘ sondern auch eine beziehungsregulative Funktion erfüllen.

Um sich der Forschungsfrage zum ersten Mal anzunähern, wurde aus methodischen Gründen auf den Versuch, unbewusste Wünsche zu untersuchen, verzichtet. Alle 61 Abschiedsbriefe wurden auf die Wörter „Wunsch“, „Wünsche“, und „wünschen“ durchsucht. In 17 verschiedenen Briefen (in zweien davon zwei Mal) wurden explizite Wunschäusserungen gefunden, die dann zu vier ‚Wunsch kategorien‘ verdichtet und diesen zugeteilt werden konnten: Bestattungswünsche, Wünsche an andere, Abschiedswünsche, Wunschdeutungen. Die einzelnen Wunschäusserungen wurden aus dem Kontext des Briefes genommen und im Rahmen der Zugehörigkeit zu einer der vier Kategorien kommentiert.

Für die Validität aller drei Hypothesen gibt es Indizien. Wunschbekundungen sind keine Befehle, Vorwürfe oder dringliche Bitten und zeichnen sich durch eine Zugehörigkeit zu Praktiken der Höflichkeit und Anstand aus, was den Briefleser eher dazu bewegt, dem Wunsch nachzukommen, als wenn er sich manipuliert, hintergangen oder herumkommandiert fühlt. Wo das Vertrauen in die Angehörigen brüchig ist, kann zusätzlichen mit Bitten oder Befehlen versucht werden, die Durchsetzung des Gewünschten wahrscheinlicher zu machen.

Wunschbekundungen in Abschiedsbriefen scheinen auch Beziehungen zu regulieren. Gute oder böse Wünsche können Angehörigen zum Abschied übergeben werden und als Trost oder

Beschuldigung wirken, wenn der Suizident nicht mehr lebt und keinen Einfluss mehr auf das Befinden seiner Angehörigen nehmen kann. Oft liegt in solchen ‚beziehungsregulativen Wunschfunktionen‘ ein psychischer Profit für den Suizident, der die eigenen Wünsche und Ängste sprachlich und zugleich psychisch regulieren kann: Wer beispielsweise verspricht, dem anderen für immer vom Himmel aus beizustehen, muss sich nicht damit auseinandersetzen, ihn mit seiner Tat für immer alleine zu lassen.

Die psychoanalytische Hypothese (Wünsche steigern das Wohlbefinden kurz vor Suizid, ohne Letzteren zu verhindern, sondern im Gegenteil: seinen Vollzug erleichternd) kann natürlich nicht bewiesen werden. Durch die in den Briefen formulierten Wünsche werden wünschbare Konsequenzen des anstehenden Suizids hervorgehoben und dadurch potenzielle Zweifel und Ängste verringert.

Der Wunsch-Artikel hatte zwei Pfade angezeigt, die nun weiterzuverfolgen waren:

- (1) Beim Übergang von der Zusammenfassung und Auswertung von Forschungsarbeiten zu konkreter Arbeit am Brief wird die Frage nach der Art und Weise seiner Auslegung zu einem Problem, das nicht länger nur theoretisch betrachtet werden kann, sondern praktisch gelöst werden muss.
- (2) Wünsche sind in Abschiedsbriefen nicht einfach Zutat, sondern wesentliche Dynamik. Auf einen vorläufigen Nenner gebracht: Abschiedsschreiben dokumentieren durch Wünsche angetriebene Prozesse der Vorbereitung auf den anstehenden Suizid und seine Bewertung durch andere.

Der Artikel *Was machen Wünsche in Abschiedsbriefen* (Manuskript 2) ist 2013 bei Rüffer und Rub als Bestandteil des Buches *Wenn doch nur – ach hätte ich bloss: Die Anatomie des Wunsches*, das von Brigitte Boothe herausgegeben wurde, erschienen.

### **Manuskript 3: Über Schuld und Sühne in Abschiedsbriefen**



Das im Wunsch-Artikel in groben Zügen vorgezeichnete Vorgehen der Briefanalysen gewinnt mit der Arbeit am dritten Artikel nun weiter an Kontur. Ein entscheidender Schritt in diesem Prozess war der Versuch, die Rolle des psychoanalytischen Theoriefundus – dessen sich bereits die ersten beiden Artikel immer wieder bedienten – genauer innerhalb des eigenen Vorgehens zu verorten. Einem solchen Vorhaben trägt bereits der Aufbau des zweiten Artikels Rechnung. Zuerst wird den Briefanalysen ein Überblick über psychoanalytische Suizidtheorien vorangestellt. Auf ihn folgen Ausführungen zum Legitimierungsdiskurs, in dem sich Suizidenten und ihre Angehörigen bewegen, und ein Methodenteil. Danach geht der Artikel über zu vier Einzeluntersuchungen von – dieses Mal: ganzen – Abschiedsbriefen, welche jeweils in eine Satz-für-Satz-Analyse und einen psychoanalytischen Kommentar unterteilt sind. Diese Gliederung orientiert sich an der qualitativen Methode der ‚objektiven Hermeneutik‘ (Oevermann et al., 1979), wie sie Lorenz Graitl in seiner Dissertationsschrift *Sterben als Spektakel* (2012) auslegt und verwendet. Die in besagtem Buch präsentierten Analysen wurden deshalb als Vorbild gewählt, weil es ihnen zu gelingen schien, Texte in ihrer Einzigartigkeit zu würdigen, und kommunikativen Aspekten des Briefgeschehens Rechnung zu tragen. Die Satz-für-Satz-Analyse, die unter bewusster ‚Ausblendung von Kontextwissen‘ erfolgt, soll verhindern, dass der Text von vornherein einer bestimmten Deutung unterworfen wird, bzw. auf einen bestimmten Sinn *hin* gelesen wird, und den Blick für das tatsächlich vorliegende Sprachgeschehen öffnen. ‚Tatsächlich‘ meint hier das, was in einem Text an sozialen Praktiken und Normen aktualisiert wird, also das, was der Autor mit seiner Leserschaft teilt und was auch ohne Spekulation darüber, was er wohl ‚gemeint‘ haben mag, zugänglich und (unterstellt ‚objektiv‘) beschreibbar ist. Die den Ausführungen Graitls zugrundeliegende Dreiteilung (Gemeintes/Äusserung/Regeln des Sprachspiels) wurde durch eine vierte Ebene ergänzt, der Schicht des Überindividuellen eine des *Unterindividuellen* zur Seite gestellt. Dies mit dem Ziel, die Beschäftigung mit dem Schreibakt als sozial regulierte Praxis durch einen Blick auf das, was sich im Umgang mit Sprache an psychischem Geschehen – wenn auch in deutlich verschiedener, so doch in nicht in geringerem Mass regulierten/regulierenden Weise – aktualisiert, zu vertiefen.

Bereits bei der Aneignung der skizzierten Methodik äusserten sich aber gewisse Bedenken gegen ihre theoretischen Prämissen. Fraglos konnte sie nicht übernommen werden – doch ein ausführliche Kommentierung und Prüfung der ‚objektive Hermeneutik‘ als Methode lag weit jenseits des dem Artikel gesetzten Rahmens. Dieses Problem sollte dadurch umgangen werden, dem Modell Graitls vor allem unter formalen Gesichtspunkten (insbesondere in der Aufteilung der Einzelanalysen) zu folgen. Eine wertvolle Rückmeldung durch Brigitte Boothe machte aber

klar, dass das Problem so nicht zu lösen sei, bzw. dass der Artikel unter methodologischer Hinsicht präziser zu durchdenken sei. Diese Hinweise wurden zum Anlass genommen, den Artikel in dieser Hinsicht noch einmal zu überarbeiten. Anstatt auf das Vorgehen einfach hinzuweisen, versucht die zweite Fassung, explizit zu benennen, was sie von Graitzl übernimmt (und weshalb sie das jeweils tut), wo sie sich gegen ihn abgrenzt. Damit ist dem Problem nicht genüge getan, aber zumindest angezeigt, dass die Erarbeitung einer Methodik, die psychoanalytische und sprachphilosophisch-diskursive Prämissen zur ‚Anwendung‘ bringt, eine eigene Dissertation beanspruchen würde.

Ein weitere kritische Bemerkung gilt der Wahl der Briefe: Primär kamen ‚pragmatische‘ Selektionskriterien zum Zug, d. h. dass die Wahl darauf bedacht war, die vom Journal vorgegebene Zeichenzahl nicht zu strapazieren. Zudem wurde, nachdem verschiedene Briefe einer ersten groben Analyse unterzogen wurden, bei der Wahl auf Varietät der sich zeigenden Schuldverhandlungen und Wunschszenarien geachtet – dabei wurde der Repräsentativität von Geschlecht und Alter zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt: Drei der vier Briefe stammen von Männern und ebenfalls drei wurden von Adoleszenten verfasst.

Die im Ausgang vom Wunsch-Artikel formulierte Hypothesen über den Zusammenhang von Suizid, Sprache und Wunsch wurden im dritten Manuskript in den auf die Satz-für-Satz-Analysen nachfolgenden Kommentaren auf die Probe gestellt und, wo nötig, verfeinert oder revidiert. Die so gewonnene detailliertere Sicht auf die Konstellation lässt sich folgendermassen zusammenfassen:

Abschiedsbriefe sind Resultate von Schreibakten, die der Schuld- und Schamminderung des Briefautors dienen, ihn als souverän handelnde Person konstruieren und damit die Entscheidung für Suizid legitimieren. Sich vor sich selbst zu rechtfertigen funktioniert nicht, wenn dem Briefautor, bzw. dessen Wohlbefinden, etwas an dem liegt, wie ihn signifikante Andere in Erinnerung behalten werden. Schuldverhandlungen sind jedoch nicht das einzige Geschehen in Abschiedsbriefen. Was sich daneben und darin ebenso sehr abspielt, lässt mit dem Satz ‚Ich mach mir die Welt, wie sie mir gefällt‘ treffend umschreiben. Forum dieser Welt ist der Abschiedsbrief, doch wird die Bühne nicht primär dafür gemacht, um die Zeit auf ihr zu geniessen, sondern, um sie für immer verlassen zu können.

Manuskript 3 *Schuld und Sühne: Textanalytische Untersuchungen der letzten Worte von Suizidenten* wurde bei der *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse* eingereicht.

## **Manuskript 4: Küsse schreiben**

Der vierte und letzte Artikel ist entstanden, weil einer der für den dritten vorgesehenen Abschiedsbriefe in diesem aus Platzgründen nicht berücksichtigt werden konnte. Die letzten Worte, von denen hier die Rede ist, haben mich aber während der gesamten Dissertationszeit in vielerlei Hinsicht am stärksten beschäftigt – es war undenkbar, ihnen keinen Raum zu geben.

Wiederum wurde der auszulegende Brief zunächst einer Satz-für-Satz-Analyse unterzogen, um ihn in einem zweiten Schritt mit psychoanalytischen Denkfiguren in Dialog treten zu lassen. Manuskript drei und vier unterscheiden sich primär darin, dass im vierten Manuskript nur ein einziger Brief untersucht und der einführende Theorieteil fast gänzlich weggelassen wurde.

Die Ausgangslage war demnach wiederum, dass Abschiedsbriefe der Verhandlung von Schuld dienen, zugleich aber auch Versuche sind, im Vorfeld einer extremen Tat normale Aspekte menschlicher Kommunikation, sozialen und psychischen Funktionierens zu erhalten und für den Lebensausklang davon zu profitieren.

Der analysierte Brief ist mit 494 Wörtern der zweitlängste der 61 Briefe. An ihm liessen sich, dank der Fülle des Materials, am deutlichsten Bezüge zu psychoanalytischen Theorien der Suizidalität herstellen. Aber auch für die Erörterung des Wunschgeschehens in und an Abschiedsbriefen war der Brief dankbares Textmaterial: Zum einen erlaubte er, an einem konkreten Beispiel aufzuzeigen, wie gewisse Wünsche sich einzig entlang von Fehlleistungen bemerkbar machen, zum anderen – und eng mit Ersterem verknüpft – konnte in ihm eine Form des Wünschens nachgewiesen werden, die in den anderen Briefanalysen nicht vorhanden war oder aber unbemerkt blieb. Stein des Anstosses war der Verschreiber „Güsse“ (statt „Grüsse“) – und dies in einem Abschiedsschreiben, in dem das semantische Feld des ‚Küssens‘ und, vor allem anderen, die Thematisierung der Unfähigkeit, die eigene Mutter zu küssen, einen zentralen Stellenwert einnehmen. Anhand eines vorsichtigen Changierens zwischen verschiedenen Textebenen, eines genauen Blicks auf die verschiedenen verwendeten Tempora und des Einbezugs von psychoanalytischen Ansätzen zu Konflikthaftigkeit konnte in einem dichten Gewebe von Vorwürfen ein Wunsch nach Zärtlichkeit sichtbar werden. Dieser Wunsch erwies sich als untrennbar mit seiner Versprachlichung auf der einen, dem Abschiedsbrief als Medium auf der anderen Seite verzahnt. Was es zu beantworten galt, war nicht mehr nur: ‚Was machen Wünsche in Abschiedsbriefen?‘, sondern nun auch: ‚Was eigentlich macht der Abschied *im, am und für* den Wunsch?‘. Manuskript 4 *„Du hast mir nie gegeben, was ich brauchte“ – Analyse eines Abschiedsbriefs mit psychoanalytischem Kommentar* wurde bei der Zeitschrift *Forum der Psychoanalyse* eingereicht.

## **Diskussion und Anknüpfungspunkte**

Die Ergebnisse zweier Studien zu Abschiedsbriefen haben die Entwicklung dieser Dissertation massgebend geprägt. Zum einen handelt es sich um die diskursiv-sprachanalytische Forschungsarbeit *A last defence: The negotiation of blame in suicide notes* von McClelland und Kollegen (2000), die nach der Analyse von 172 Abschiedsbriefen von 120 Suizidenten zum Schluss kommt, Hauptanliegen des Abschiedsbriefs sei die Verhandlung von Schuld; zum anderen um die Grounded-Theory-Studie von Sanger und Veach (2008, N=138), die konkludiert, Schreibende würden mit ihren letzten Worten Beziehungen erhalten, pflegen und versöhnlich gestalten.

Die in dieser Dissertation vorliegenden Abschiedsbrieflektüren haben einerseits die oben genannten Funktionen von Abschiedsbriefen als Lektürehypothesen übernommen, andererseits beruhten sie auf einer dritten Komponente: dem Versuch, zu hören, wo und wie sich Unbewusstes bemerkbar macht, um auf dieser Grundlage eine Psychodynamik des im Angesicht einer prekären Tat Schreibenden zu skizzieren, ohne den Abschiedsbrief als Text und Kommunikationsakt zu ignorieren.

Frei und Kollegen (2013) merken in ihrer Arbeit an, der Anteil von Abschiedsbriefhinterlassern in ihrem Datensatz sei mit 36.6% im Vergleich zu anderen Studien überdurchschnittlich hoch. Die Untersuchung bezieht sich auf Daten von Suizidenten aus dem Kanton Luzern. Luzern ist ein traditionell katholischer Kanton mit mehr ländlichen als urbanen Anteilen. Im Lichte der Ausführungen vorliegender Dissertation, die auf demselben Datensatz beruht, lässt sich dazu sagen, dass bei religiösen Menschen katholischer Konfession die Angst, in einem Leben nach dem Tod doch noch zur Verantwortung gezogen und für Sünden bestraft werden zu können, das Bedürfnis nach einem Abschiedsbrief in doppelter Hinsicht steigert: Es ist davon auszugehen, (1) dass der Suizid mit mehr Schuldgefühlen behaftet ist als bei nicht gläubigen Menschen (da er von der katholischen Kirche missbilligt wird) und (2) dass der Brief als Möglichkeit gesehen wird, zu erreichen, dass die eigene Tat vor und von Gott vergeben werden wird. In diesem zweiten Sinne begegnet der Brief gleichsam als Beichte *a priori*.

Hauptbefund vorliegender Schrift ist, dass Abschiedsbriefe vom Suizidenten kreierte Sterbebegleitungen sind, die im Dienste des Umgangs mit der Entscheidung für und des Vollzugs der Selbsttötung stehen. Wirkung auf das eigene Wohlbefinden ist dort, wo die Tat als Letztes gesehen wird, im Vorfeld des Suizids von besonderer Bedeutung (sofern man im Frieden mit sich selbst aus der Welt scheiden möchte).

### **Sterbehilfeorganisationen: EXIT und Dignitas**

Abschiedsbriefe sind zugleich Bühnen. Das wohl populärste Stück, das auf ihnen – unter wechselnder Regie, in immer neuer Besetzung und vor stets anderem Publikum – aufgeführt wird, trägt den prägnanten Titel: *Wer oder was ist schuld?* Es gibt kaum ein Abschiedsschreiben, dass sich nicht auf irgendeiner Ebene mit dieser Frage auseinandersetzt; kaum eines, dass nicht daran arbeitet, seinen Verfasser und seine Taten vor sich selbst und seinen Lesern zu rechtfertigen. In den analysierten Fällen ging es meist darum, Derartiges *gegenüber* oder *trotz* den herrschenden Ideen und Vorstellungen über Suizid zustande zu bringen. Wie verhält es sich nun, wo von einem ‚Recht‘ auf Selbsttötung die Rede ist? Die Frage nach dem Umgang mit assistiertem Suizid begegnet in den vorliegenden Überlegungen nicht von ungefähr schon am Anfang: Sie war stete Begleiterin bei dem hier dokumentierten Arbeitsprozess, sei es nun bei der ersten Eingrenzung des Untersuchungsfeldes, sei es bei der Auseinandersetzung mit suizidologischem Datenmaterial oder sei es *ex negativo*, bei der Auseinandersetzung mit Briefen von Suizidenten, die sich derartiges Recht allererst erkämpfen müssen.

Selbsttötung in Form von assistiertem Suizid steht auf der politischen Agenda und hat in der gesellschaftlichen Realität einen anderen Stellenwert als Suizid ohne institutionelle Begleitung. In der Schweiz, den Niederlande, Belgien und Luxemburg, den amerikanischen Gliedstaaten Oregon, Washington, Montana und Vermont ist begleiteter Suizid legal. In Deutschland kann assistierter Suizid aufgrund einer Lücke im Strafrecht (begleiteter Suizid wird nicht als Straftat definiert) angeboten werden (vgl. [www.exit.ch](http://www.exit.ch)).

Für Menschen, die via Sterbehilfeorganisationen aus dem Leben treten möchten, gilt (mit Ausnahme der Patientenverfügung), dass ihnen Urteilsfähigkeit und Tatherrschaft zugesprochen werden können muss. Dies bedeutet, dass angehende Suizidenten nach reiflicher Überlegung eigenständig eine Willensentscheidung für Selbsttötung treffen können und ihnen die Folgen der Tat bewusst sind, ausserdem, dass sie dazu in der Lage sind, sich die letale Substanz selbst zu verabreichen. Für psychisch kranke Menschen bedarf es eines psychiatrischen Gutachtens, das die Urteilsfähigkeit bestätigt. Einzig: Wann ist dem psychisch Kranken denn eigentlich zuzusprechen, dass sein Suizidbegehren nicht psychopathologischen Ursprungs, sondern Resultat einer freien Willensentscheidung ist? Die so eröffnete Grauzone ist nicht ohne Weiteres auszuleuchten. Bereits aber der Umstand, dass es eine solche gibt, ist von grossem Interesse: Zurechnungsfähigkeit scheint Recht zu gewähren. Gilt auch der Umkehrschluss? Wird, wer Recht hat, dadurch zurechnungsfähig? Formallogisch natürlich nicht – aber könnte es sich nichtsdestotrotz um eine Assoziation handeln, die Wahl, Rezeption und Wirkung von ‚Freitod‘ in entscheidender Weise mitgestaltet? Eine Frage, die zugleich

andeutet, dass auch hier, trotz ‚Recht‘ und gesellschaftlicher Akzeptanz, das Problem der Gestaltung und Inszenierung eine wesentliche Rolle spielen könnte. Dieser Hypothese sei im Folgenden mit Blick auf die bei assistiertem Suizid zu unterzeichnenden ‚Freitoderklärungen‘ anhand des bewährten Schemas einige Schritte nachgegangen.

*EXIT* wurde 1982 in Zürich als erster Patientenverfügungsverein gegründet, und gibt auf der öffentlich zugänglichen Webseite an, aus Spenden und Legaten finanziert und kein profitorientierter Verein zu sein. *EXIT* sieht sich „für die Beratung von Menschen mit schwerem Schicksal, für komplizierte Rechtsfälle im Gebiet der Sterbehilfe, für den politischen Weg hin zu einer liberalen Gesetzgebung, für die EXIT-Stiftung palliatura [...] für Patientenverfügung und Freitodbegleitung“ zuständig.

#### **Freitoderklärung (Exit)**

Nach reiflicher Überlegung mache ich heute von meinem Recht Gebrauch, selbst über die Beendigung meines Lebens zu bestimmen.

#### *Freitoderklärung*

Der Titel setzt sich aus zwei zusammengehängten Worten zusammen: Freitod und Erklärung. Bei Ersterem ist auffällig, dass nicht von Suizid, sondern von „Freitod“ die Rede ist. Der Begriff „Freitod“ geht zurück auf den Titel eines Abschnitts in Friedrich Nietzsches *Also sprach Zarathustra (Vom freien Tode)* und wird heute in wissenschaftlichen Kreisen aufgrund seiner Idealisierungsaspekte nicht mehr verwendet. Der Ausdruck „Erklärung“ wird hier in seinem performativen Aspekt genommen („hiermit erkläre ich ...“).

*Nach reiflicher Überlegung mache ich heute von meinem Recht Gebrauch,*

Zuerst wird postuliert, dass der folgende assistierte Suizid keine Kurzschlusshandlung sein wird, sondern Resultat „reiflicher Überlegung“ sei. Dann folgt der Bezug auf das „Recht“ auf assistierten Suizid, von dem der Unterzeichnende „Gebrauch macht“. Das „heute“ erinnert an Zeitklauseln in Verträgen.

*selbst über die Beendigung meines Lebens zu bestimmen.*

Mit „selbst“ wird verdeutlicht, dass der oder die Unterzeichnende ohne Fremdmanipulation über die „Beendigung“ des eigenen Lebens „bestimmen“ wird. Das eigene Leben und der eigenen Körper werden dem Willen unterstellt und als Gut ausgelegt, über das nach eigenem Ermessen verfügt werden kann.

In der „Freitoderklärung“ von *Exit* finden sich weder Gefühlsbekunden, noch Raum für private Mitteilungen des Suizidenten. Sorgfältig ausgeklammert bleibt alles, was psychische Probleme und damit die Frage nach dem mentalen Zustand sowie dessen Befähigung zur reiflichen Überlegung und Bestimmungsfähigkeit hervorrufen könnte. Bereits die Namenswahl der Sterbehilfeorganisation „Exit“ führt zu Assoziationen des Maschinellen, Rationalisierten, Gefühllosen: als ob man als Sterbewilliger einfach dem grünen Licht innerer Notfallausgängen folgen könnte. Die Abschiedsklausel lässt sich zugleich auch als Aufruf zur Diskretion lesen: Der Suizident bestimmt, wer über die Gründe seines Entscheids informiert sein soll und wer nicht. Überdies hat die Nichtnennung möglichen konflikthaften Innenlebens einen performativen Zug: Die Gründe der Tat werden gleichsam weggeschrieben. Wo sie offiziell nicht genannt sind, existieren sie offiziell auch nicht.

Der Verein *Dignitas – Menschenwürdig leben – Menschenwürdig sterben* wurde 1998 in Zürich gegründet und zählt 5'500 Mitglieder aus 60 Ländern zählt. Der Webseite von *Dignitas* ist zu entnehmen, dass „keinerlei kommerzielle Interessen verfolgt“ werden und folgende Dienste im Angebot stehen: „die Beratung zu allen Fragen rund um das Lebensende; Rechtsfortentwicklung in Fragen ‚der letzten Dinge‘; Zusammenarbeit mit Ärzten, Kliniken und anderen Organisationen; Durchsetzung der Patientenverfügung und der Patientenrechte, Suizid- und Suizidsversuchs-Prävention Unterstützung bei Konflikten mit Behörden, mit der Leitung von Alters- und Pflegeheimen und nicht freiwillig gewählten Ärzten.“

Auch die Freitoderklärung von *Dignitas* wird im Folgenden kommentiert:

#### **Freitoderklärung (Dignitas)**

Nach reiflicher Überlegung mache ich, der ich hoffnungslos krank beziehungsweise unzumutbar behindert bin, heute von meinem Recht Gebrauch, selbst über die Beendigung meines Lebens zu bestimmen.

Die Klauseln von *EXIT* und *Dignitas* sind mit Ausnahme des Relativsatzes „der ich hoffnungslos krank beziehungsweise unzumutbar behindert bin“, der nur von der Organisation *Dignitas* verwendet wird, identisch. Dieser Zusatz jedoch, ist alles andere als nebensächlich: Wo Suizidenten ihn unterschreiben, Helfer in kurz vor, Angehörige ihn nach dessen Tod lesen, wird ein ganzes Register von Vorstellungen evoziert, welche die Art und Weise, wie das ‚Phänomen‘ Suizid erfahren wird, wesentlich mitgestaltet. Auch ‚normale‘ Abschiedsbriefe bringen Hoffnungslosigkeit, schweres Leid, unerträgliche Umstände zur Sprache – mit dem entscheidenden Unterschied jedoch, dass Derartiges nicht mit der Aura des Vertraglichen, Bindenden, Unumstösslichen versehen ist: Ein Suizident, der sich ausserhalb institutionellen Rahmens für den Tod entscheidet, muss erwarten, für seine Tat verurteilt zu werden; wer seinen Abschiedsbrief liest, wird jedes seiner Worte auf die Goldwaage legen. Ein Suizident, der zur Unterschrift einer Freitoderklärung zugelassen ist, darf sich sicher sein, nicht als Feigling oder Lügner dazustehen; und wer seine letzten Worte liest, die nicht die seinigen sind, wird eher zu der Aussage bereit sein, dass der Schritt des Suizidenten ‚wohl recht und richtig‘ sei. Mit einer Freitoderklärung handelt man ‚im Namen des Vaters‘, eines Dritten im Bunde: dem Gesetz.

Bei einer bestimmten Untergruppe der Selbsttötung, dem assistierten Suizid, fällt das Bedürfnis, einen Abschiedsbrief persönlich zu schreiben, scheinbar weg. Unserem Datensatz lag nur ein einziger persönlicher Abschiedsbrief vor, der einem begleiteten Suizid vorausging. Dies ist insofern nicht überraschend, als Familienmitglieder im Fall eines assistierten Suizid nicht plötzlich und auch nicht nachträglich von der Selbsttötung des oder der Angehörigen hören oder lesen, sondern in den meisten Fällen bereits im Entscheidungs- und Vorbereitungsprozess miteinbezogen sind und den Suizidenten kurz, bzw. unmittelbar vor Einnahme der letalen Substanz *in vivo* verabschieden können. Dem Suizidenten bleibt erspart, mögliche Verurteilungen im Rahmen eines Abschiedsbriefs vorwegzunehmen und zu entkräften – was aber keineswegs heisst, dass gewisse bei nicht assistierten Suiziden zentrale Dynamiken nicht auch hier wirksam wären. Allem voran wäre hier auf das zu unterzeichnende Standardschreiben von *Dignitas* zu verweisen, in welchem, wie weiter oben gezeigt wurde, ähnliche Argumentationsstrukturen wie im Zusammenhang mit normalen Abschiedsbriefen beobachtbar sind.



Dass assistierter Suizid an Toleranz und Verständnis gewinnt, liegt nicht nur am institutionellen Rahmen, sondern auch an der spezifischen Subgruppe von Suizidenten: Es handelt sich um ältere bis alte, physisch kranke Menschen. Das *Bundesamt für Statistik* hat 2012 erstmalig Statistiken zu assistiertem Suizid publiziert: 90% aller Personen, die zwischen 1998 bis 2009 in der Schweiz Sterbehilfe in Anspruch genommen haben, waren über 55 Jahre alt (nur 1% war jünger als 35). Nur in 3% der Fälle wurde eine Depression angegeben (was angesichts der Tat, dass physische Krankheiten in der Regel psychische nach sich ziehen unwahrscheinlich tief ist), der Rest der Suizidenten litt an physischen Krankheiten. Der Trend ist klar: Die Inanspruchnahme von Sterbehilfe nimmt stetig zu, im Jahr 2009 waren es allein in der Schweiz knapp 300 Fälle.

Bei stark an physischen Schmerzen leidenden und/oder pflegebedürftigen Menschen stellt der Suizid kein Skandalon mehr da – wie aber sähe es aus, wenn psychisch kranken Menschen die Möglichkeit des assistierten Suizids leichter zugänglich wäre?

### **Angehörige – Rezeptions- und Wirkungsfragen**

Die Abschiedsbriefrezeption durch Angehörige ist ein noch unergründetes Forschungsfeld. Während sich der Suizident bereits vom Angehörigen verabschiedet hat, kann der Abschiedsbriefleser sich nicht mehr direkt vom Suizidenten verabschieden. Den Angehörigen und Freunden sind nur Worte geblieben, zu denen sie sich keine weiteren Stellungnahmen erhoffen können – dies mündet in eine Ohnmacht, die mit vielerlei schwer aushaltbaren Gefühlen verbunden ist. Obschon Angehörige von Suizidenten zur Risikogruppe für die Entwicklung von komplizierter Trauer (z. B. Maercker, 2002) gelten, gibt es keine Manuale oder sonstigen therapeutischen Angebote, die auf die Bedeutung von An- oder Abwesenheit von Abschiedsbriefen oder auf möglichen Einbezug des Schreibens im therapeutischen Prozess eingehen. Für das Verständnis und die therapeutische Einbettung der Abschiedsbriefe scheinen mir folgende Überlegungen unerlässlich: Hat die betroffene Person einen Abschiedsbrief erhalten? Wenn nein – hat sonst jemand in der Familie oder im Freundeskreis einen Abschiedsbrief bekommen? Wenn ja – haben auch andere Angehörige oder Freunde einen Brief erhalten und wie wurden inhaltliche Unterschiede interpretiert und verkraftet? Hätte man sich einen anderen Abschiedsbrief oder – in Anbetracht des Briefinhaltes – lieber keinen gewünscht, wenn man hätte wählen können?

Der rege Betrieb auf entsprechenden Internetplattformen (z. B. Refugium – Verein für Hinterbliebene nach Suizid: <http://www.verein-refugium.ch/pages/forum.php>) liefert ein Indiz dafür, dass Menschen, die Verluste durch Suizid erlitten haben, ein Schreibbedürfnis haben. Nicht wenige leiden an Schuldgefühlen, bringen zum Ausdruck, dass ihnen der erhaltene Brief nicht wirklich geholfen habe, oder ärgern sich darüber, dass ihnen keine letzten Worte mitgegeben wurden, die sie entschuldigen und ihnen die Liebe des verlorenen Verwandten versichern würden. Es deutet sich in Forumseinträgen an, dass eine Untersuchung der Rezeption von Abschiedsbriefen durch Angehörige sehr lohnenswert wäre: Nicht nur wüsste man, ob die Schuldverhandlungen und Inszenierungsbemühungen in den Augen jener, deretwegen sie unternommen wurden, gelungen sind (vgl. McClelland et al., 2000); sondern auch, ob sich das Lektüreverständnis des Abschiedsbriefes mit der Zeit gewandelt hat. Die Erarbeitung impliziter Konzepte über Abschiedsbriefe würde der aktuellen Abschiedsbriefforschung unter anderem bei der Beantwortung der Frage behilflich sein, weshalb sich genuine von erfundenen Abschiedsbriefen so schlecht unterscheiden lassen.

Abschiedsbriefadressaten im Rahmen einer psychologischen Beratung die Möglichkeit zu geben, während verschiedenen Phasen ihrer Trauerarbeit einen Antwortbrief zu verfassen, eröffnete die Möglichkeit, textuelle Rezeptionsprozesse bei hohem emotionalem Engagement zu studieren. Für die Wissenschaft wären solche Arbeiten fruchtbar – ob dies auch für Angehörige von Suizidenten der Fall ist, müsste zuerst in Erfahrung gebracht werden. Gerade im Fall von absenten Abschiedsbriefen könnte mit Hilfe von Interviews mit Angehörigen von Suizidenten untersucht werden, was von deren letzten Worte erhofft und oder erwartet worden wäre.

\*  
\*\*

Mit Abschiedsbriefen zu arbeiten, bedeutet, sich am Rande auch mit dem Tod zu befassen. Der Tod ist uns entzogen – und bleibt unerreichbar selbst dann, wenn wir selbst zu sterben genötigt oder gewillt sind. Mag er uns auch wesenhaft entgehen, zwingt der Tod doch, ihm gegenüber, zu Lebzeiten, Position zu beziehen. Freud, der selbst, krebskrank, durch assistierten Suizid gestorben ist, hatte stets ein ans Leben orientierte Verhältnis zum Tod. Wir geben die letzten Worte einem Ausschnitt aus seinem Vortrag *Wir und der Tod* (1915/1991):

Sollen wir nicht zugestehen, dass wir mit unserer kulturellen Einstellung zum Tode psychologisch über unseren Stand gelebt haben, und vielmehr umkehren und die Wahrheit fatieren? Wäre es nicht besser, dem Tod seinen Platz in der Wirklichkeit und in unseren Gedanken einzuräumen, der ihm gebührt, und ein wenig mehr unsere unbewusste Einstellung zum Tode hervorzukehren, die wir bisher so sorgfältig unterdrückt haben? Ich kann Sie dazu nicht auffordern wie zu einer Höherleistung, denn es ist ja eher ein Rückschritt, eine Regression. Aber es wird sicher dazu beitragen, uns das Leben wieder erträglicher zu machen, und das Leben zu ertragen, ist ja die erste Pflicht alles Lebenden. Wir haben in der Schule einen politischen Spruch der alten Lateiner gehört, der lautete: „*Si vis pacem; para bellum.*“ Wenn du den Frieden erhalten willst, so rüste zum Krieg. Wir könnten ihn für unsere gegenwärtigen Bedürfnisse abändern:

„*Si vis vitam, para mortem.*“

Wenn du das Leben aushalten willst, richte dich auf den Tod ein.

## Literaturverzeichnis Synopse

- Barth, K. (1969). *Die kirchliche Dogmatik, Bd. 3: Die Lehre von der Schöpfung* (3. Aufl.). EVZ: Zürich.
- Benjamin, W. (2000). *Ursprung des Deutschen Trauerspiels* (8. Aufl.). Suhrkamp: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1925)
- Camenzind, P., Schuler, D., Sturny, I., & Roth, M. (2008). *Psychiatrische und psychotherapeutische Versorgung in ambulanten Praxen in der Schweiz – Baseline 2006*, Obsan-Arbeitsbericht, Schweizerischer Gesundheitsobservatorium. Einsehbar unter:  
<http://www.bag.admin.ch/themen/krankenversicherung/00263/00264/06697/index.html?lang=de>
- De Leo, D. (2004). Suicide prevention is far more than a psychiatric business. *World Psychiatry*, 3(3), 155–156.
- Eisenwort, B., Berzlanovich, A., Willinger, U., Eisenwort, G., Lindorfer, S., & Sonneck, G. (2006). Abschiedsbriefe und ihre Bedeutung innerhalb der Suizidologie. *Der Nervenarzt*, 77(11), 1355–1362. doi:10.1007/s00115-005-1965-y16
- Foster, T. (2003). Suicide note themes and suicide prevention. *International Journal of Psychiatry in Medicine*, 33(4), 323–331. doi:10.2190/T210-E2V5-A5M0-QLJU
- Frei, A., Bucher, T., Walter, M., & Ajdacic-Gross, V. (2013). Suicides in the Canton of Lucerne over 5 years: subjects with and without psychiatric history and diagnosis. *Swiss Medical Weekly*, 143:w13779. doi:10.4414/smw.2013.13779
- Freud, S. (1991). Wir und der Tod. *Psyche*, 45, 132–142.
- Graitl, L. (2012). *Sterben als Spektakel*. Springer VS: Wiesbaden.

- Harrison, R. (2006). *Die Herrschaft des Todes* (aus dem Englischen von Martin Pfeiffer). Carl Hanser: München.
- Hildebrandt, D. (2014). *Die Kunst, Küsse zu schreiben: Eine Geschichte des Liebesbriefs*. Carl Hanser: München.
- Jacobs, J. (1982). *The moral justification of suicide*. Springfield, IL: Charles Thomas.
- Lätsch, D. (2013). Subjektive Schuld und kommunikatives Schuldmanagement: Studien zur diskursiven Praxis des Verantwortens. *Kumulative Dissertationsschrift, Universität Zürich*.
- Lätsch, D. (2012). Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*, 14(2), 53–73.
- Maercker, A. (2002). Posttraumatische Belastungsstörungen und komplizierte Trauer. In A. Maercker (Hrsg.), *Alterspsychotherapie und klinische Gerontopsychologie* (S. 245–282). Springer: Berlin u. a.
- Magenau, J. (2103). Nachwort. In Jörg Magenau (Hrsg.), *Ernst Jünger: Letzte Worte* (S. 215–236). Klett-Cotta: Stuttgart.
- McClelland, L., Reicher, S., & Booth, N. (2000). A last defence: The negotiation of blame within suicide notes. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 10(3), 225–240.
- Morgenthaler, C. (2009). Seelsorge (= Handbuch Praktische Theologie, hg. von Albrecht Grözing, Christoph Morgenthaler und Friedrich Schweitzer, Bd. 3). Gütersloh: Gütersloher.
- Mösgen, P. (1999). *Selbstmord oder Freitod? Das Phänomen des Suizides aus christlich-philosophischer Sicht*. BPB-Verlag: Eichstätt.

- Nietzsche, F. (1969). Also sprach Zarathustra. In F. Nietzsche, *Werke*, Bd. 2. Ullstein: Frankfurt a. M.
- O'Connor, R. C., Sheehy, N. P., & O'Connor, D. B. (1999). A thematic analysis of suicide notes. *Crisis*, 20(3), 106–114. doi:[10.1027//0227-5910.20.3.106](https://doi.org/10.1027//0227-5910.20.3.106)
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352–434). J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung: Stuttgart.
- Peck, D. L. (1989–1990). Teenage suicide expressions: Echoes from the past. *International Quarterly of Community Health Education*, 10(1), 53–64.
- Shneidmann, E. S. (1981). The psychological autopsy. *Suicide Life Threat Behaviour*, 11(4), 325–340.
- Eisenwort, B., Berzlanovich, A., Heinrich, M., Schuster, A., Chocholous, P., Lindorfer, S., ... Sonneck, G. (2007). Suizidologie: Abschiedsbriefe und ihre Themen. *Der Nervenarzt*, 78(6), 672–678. doi:[10.1007/s00115-006-2210-z](https://doi.org/10.1007/s00115-006-2210-z)
- Willemsen, R. (1989). *Der Selbstmord in Berichten, Briefen, Manifesten, Dokumenten und literarischen Texten*. dtv Sachbuch: München.

# Manuskript 1

## Tackling the last words: On the scope of suicide note research

Stojkovic Dragica, Brigitte Boothe, Jörg Frommer, Andreas Frei, Marc Walter

### Abstract

Research on suicide notes has a history of over a hundred years. Its main aim is to determine the motives for suicide, in order to contribute to suicide prevention.

The article provides a systematic literature review based on 162 theoretical and empirical articles found through the database *PsycInfo* and the library metacatalog *swissbib*.

Suicide notes are characterized as products of a constricted mind resulting in letters consisting of short sentences, negations, simple, repetitive and stereotype expressions. Suicide notes also contain ambivalent expressions, demands and pleadings. Suicide letters of elderly people are shown to differ from those of middle aged or younger persons. While many differences can be found with respect to sex, culture, or the suicide method employed, these differences are not consistent. Frequently identified material is summarized in six categories: formalities, problems, feelings/emotions, regulation of relationships, and management of blame.

Suicide note research suffers from the following misleading assumptions: (1) Suicide notes represent what a suicidal person really thought and (2) the thoughts of a suicidal person explaining suicide are true. The article intends to show why suicide notes are unsuitable for providing insight into a suicidal mind. However, they do demonstrate human communication in confronting a morally and socially precarious situation.

*Keywords:* suicide, suicide notes, discursive psychology

The suicide note has become a source of information about why someone puts an end to his or her life. This is not only relevant for friends and family members, but also for scientists. The ideographic approach is used to study suicide notes, in order to learn about the motives of suicide and the presuicide state of mind. This approach has been defended several times (e.g. Black, 1995; Leenaars, 1999; 2002) and has a history of over a hundred years — Shneidman (1979) dates the first article to 1856 (Eisenwort et al., 2007; Leenaars, 2010; O'Connor, Sheehy, & O'Connor, 1999).

Leenaars (2010) states that “suicide notes are synonymous with Shneidman’s career” (p. 484), although he favoured qualitative rather than quantitative investigation of suicide notes. Shneidman and Farberow's (1957) first publication on suicide notes shows that genuine and fictional suicide notes differ in regard to the expressed discomfort. Shneidman therefore started to consider suicide notes as a source of information about why a person chose to commit suicide. Later, in 1973, he changed his mind: *Suicide Notes Reconsidered* is a product of one day's work (Leenaars, 2010) and demonstrated that the flow of argument in suicide notes is illogical. The article’s main conclusion is that suicide note writers would probably not commit suicide if they were able to write down their reasons for putting an end to their life. In 1980, Shneidman synthesized the opposing views and stated that suicide notes are a source of information if they are supplemented with other data in order to provide a context. He started considering suicide as a consequence of psychological pain (*psychache*), that nourishes an interior dialogue: “The mind scans its options; the topic of suicide comes up, the mind rejects it, scans again; there is suicide, it is rejected again, and then finally the mind accepts suicide as a solution, then plans it, and fixes it as the only answer. The general word for this process is *introspection*” (Shneidman, 1996, p. 15). This internal mental drama, resulting in suicide as the only solution, is mostly performed on the basis of flawed syllogisms that appear to be logical premises but, in fact, are not (Shneidman, 2001).

Shneidman’s (1980) argumentation, as presented above, has had almost no effect on suicide note research. The exception is suicide research in which the suicide note is just one puzzle piece of a picture in construction (e.g. psychological autopsies).

Almost all of these approaches share the belief that suicide notes provide an insight into a person's mind and that this knowledge helps us to understand suicide and to contribute to suicide prevention. The fact that most suicide notes contain conflicting motives (Osgood & Walker, 1959) is only one difficulty researchers face when trying to detect the reasons for suicide.



There are more serious problems in mainstream suicide note research, which are also common in other research fields working on people's personal documents. Lättsch (2012) points to the nature of the problems, by identifying two flawed assumptions: (1) linguistic utterances refer directly to cognitive representations and (2) cognitive representations refer to objective features of (an extra-linguistic) world.

This article's goal is to show why it is not appropriate to draw conclusions about suicide (as a nonverbal phenomenon) from suicide notes. The approach is based on the results of suicide note research and an adaptation of the argumentation of discursive psychologists.

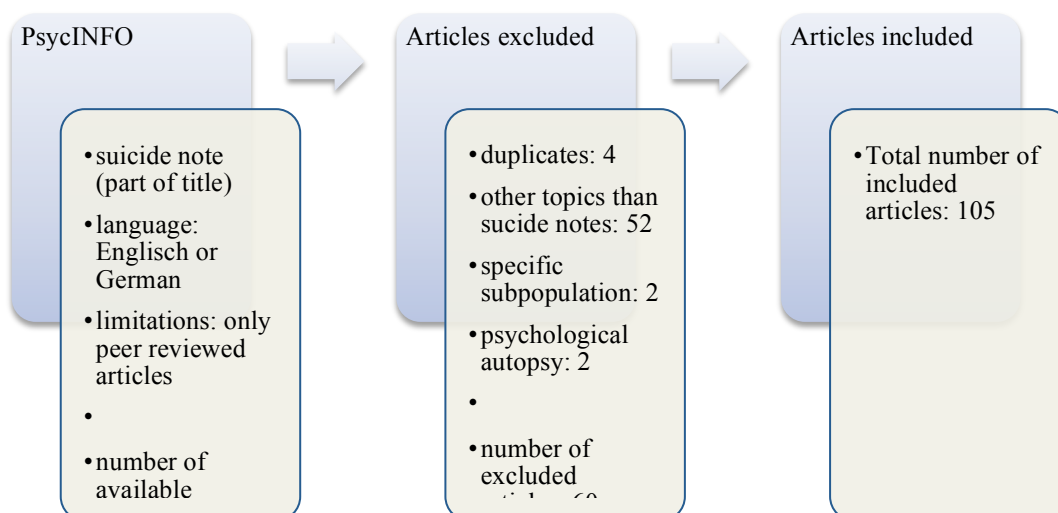
## Methodology

Firstly, the database *PsycINFO* was checked for article titles containing the search term *suicide note*. The search was limited to peer-reviewed articles written in English or German.

The following exclusion criteria were applied:

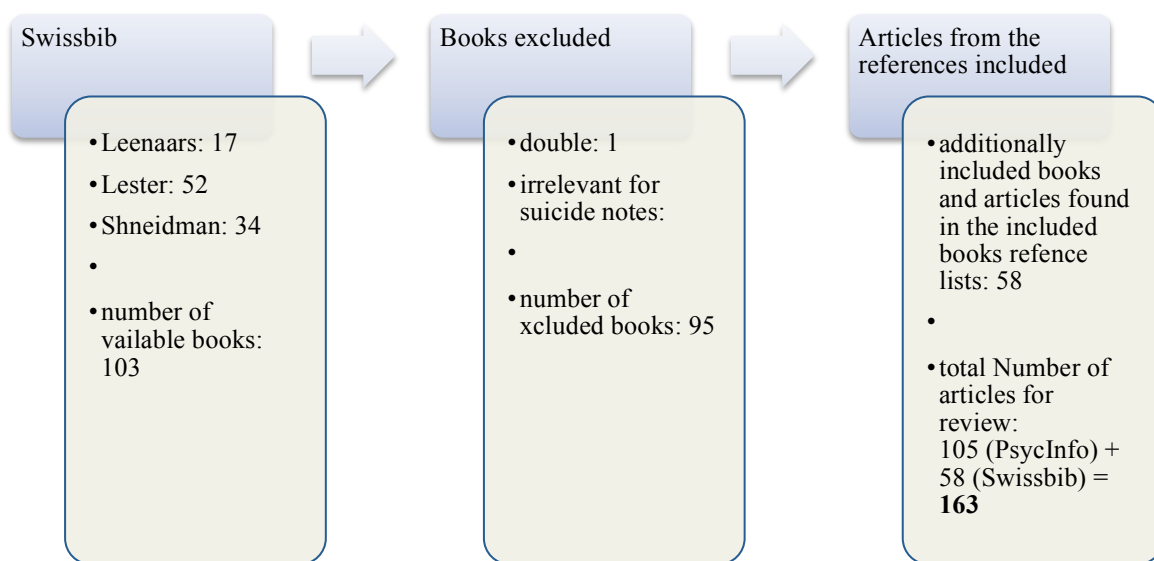
- Duplicates
- Articles on topics other than suicide notes
- Studies based on a specific subpopulation (e.g. martyrs)
- Psychological autopsy studies (because their multi-methodological approach differs significantly from the methodological choices in research concerned exclusively with suicide notes)

Figure 1: Overview of literature research in PsycINFO



Additionally *Swissbib*, a metacatalog of the Swiss university libraries and the Swiss national library, was checked for books written by Antoon Leenaars, David Lester, and Edwin Shneidman (three authors who have contributed many articles to suicide note research). The books were screened, all chapters relevant for suicide notes were read and the references were checked for potential inclusion of articles on suicide notes that had not been found through the research on *PsycINFO*.

Figure 2: Overview of literature research in Swissbib



At the end of the literature research, 163 Articles on suicide notes were included.

This article focuses on the suicide notes of completers. Suicide notes produced by people who were instructed to imagine they were about to commit suicide (= simulated suicide notes) and suicide notes of attempters are only considered in comparison to genuine suicide notes.

## Structure of the article

On the basis of the collected literature on suicide notes, the following six research questions were identified:

1. Can the suicide notes of attempters and completers be distinguished?
2. Are suicide note writers representative of all suicides?
3. Are there differences between genuine and simulated suicide notes?
4. What are the effects of the suicidal mind on suicide notes?
5. What do people write about in their suicide notes and does the content vary with sociodemographic or suicidological variables?
6. What suggestions for suicide prevention can be made on the basis of suicide note research?

The article will proceed with a summary of the results on these six issues. Question 1 is based on the discussion as to whether there is a difference between attempters and completers in suicidal intent – In other words: Did those who survive their suicide attempt “really” want to die? Question 2 tackles the topic as to whether suicide note writers are a distinct subgroup of all people committing suicide, or is the knowledge we gain from suicide note research applicable to suicide knowledge and suicide prevention in general? Question 3 targets the differences in the verbalizations of imaginary and genuine suicidal minds. Question 4 is concerned with the impact of the specific mental condition of a person intending to commit suicide on how he/she writes the farewell letter. Question 5 attempts to provide answers on patterns of suicide by focusing on the content of suicide notes and by relating these to sociodemographic and suicidological variables, such as gender, age, suicide method, and culture. Question 6 will be answered in regard to guidelines for suicide prevention and the care of suicidal people on the basis of the results of suicide note research. In general, studies approach these questions with a mixture of quantitative data about the suicide note author and its verbal content, as well as the quantitative data of the suicide note (e.g. length of sentence, amount of words).

Furthermore, discursive psychology and its relevance for research on suicide notes will be presented. The discussion will address the general question as to what we can learn from research on suicide notes and will attempt to point out a number of methodological and major theoretical flaws in mainstream suicide note research.

As there is no other systematic review of suicide note research, the aims of this article are firstly to provide an overview of the results and secondly to present a critical examination of the underlying theoretical premises of most of the presented studies. This will be taken as an opportunity to sketch out an alternative way of reading suicide notes.

## **Comparing suicide notes of suicide attempters and completers**

People completing suicide are almost three times more likely to leave a suicide note than attempters. The suicide notes of completers more often contain social references (to others) and relational motives than do the suicide notes of attempters (Handelman, Lori, & Lester, 2007; Rogers, Bromley, McNally, & Lester, 2007). This is consistent with findings showing that completers are more likely to address their letters to somebody, to apologize, or to mention family members, while letters of attempters were more often written in the nature of a last will or testament (Brevard & Lester, 1991; O'Donnell, Farmer, & Catalan, 1993). Furthermore, suicide notes from completers contain fewer metaphysical references, more future tense verbs and exhibit more positive emotions (Handelman, Lori, & Lester, 2007).

Another study characterizes completers as more immature, more passive aggressive and more antisocial, while attempters are shown to treat suicide as a lifestyle choice, to have greater lack of social integration and to more often consider themselves as being too weak to cope with life's difficulties (Leenaars et al., 1992). Joiner et al. (2007) found significant correlations between perceived burdensomeness as stated in suicide notes and the lethal outcome of the suicide attempt

Some studies have compared the suicide notes of completers and attempters on the basis of Menninger's wish trilogy. Menninger (1933) was a psychoanalyst and he postulated that each suicide contains the following three motives, but in different degrees of development: the wish to kill (aggression/anger-out), the wish to be killed (self-destruction/anger-in), and the wish to die (death drive/escape). Brevard, Lester, and Yang (1990) detected no differences in the wish to die (escape) or the wish to kill (anger-out). The wish to be killed (anger-in), however, was found less often in the suicide notes of attempters. While Lester (1994a) confirmed these results, Leenaars et al. (1992) and Brevard and Lester (1991) found no differences regarding the three wishes. In both of the latter studies, the letters were matched for age and sex (Lester, 2000).

All in all, there seem to be more similarities than differences in the suicide notes of completers and attempters (Leenaars et al., 1992). This statement is supported by studies demonstrating the inability of suicidologists (Lester, 1994b), or trained and skilled judges (Black & Lester, 1995) to distinguish between suicide notes written by attempters and completers.

## **Are suicide note writers representative of all suicides?**

The percentage of suicides who leave a note varies from 8 to 40% (Frei, Bucher, Walter, & Ajdacic-Gross, in press; Salib, Cawley, & Healy, 2002). One controversy in suicide note research surrounds the question as to whether suicide note writers differ from those committing suicide without leaving a letter.

Callanan and Davis (2009) compared the two groups (suicide note writers vs. non-suicide note writers) and the only differences they found are that those who left a farewell letter were more likely to having lived alone and to have made prior threats of suicide. Beck, Morris, and Lester (1974) identified the prior suicide attempts as predictive for leaving a suicide note, while Ho, Yip, Chiu, and Halliday (1998) came to the opposite conclusion.

Asgard (1990) analyzed suicide among women in Stockholm and found that women younger than 30 were more likely to leave suicide notes. Garcia-Caballero, Jimenez, Fernandez-Cabana, and Garcia-Lado's (2012) research shows as well that young people are more likely to leave a letter, but Heim and Lester (1990) examined suicides from former West Berlin and found suicide note leavers to be more often female, older and widowed. However, Cohen and Fiedler (1974) characterize suicide note leavers as being more often white, female, and, if female, not widowed. On the other hand, Garcia-Caballero et al. (2012) found that married people less often left a suicide note than the divorced or widowed. Furthermore, Haines, Williams, and Lester (2011) showed that interpersonal conflicts (including divorce) were more important for those leaving a suicide note. Men writing suicide notes are more likely to be older and less likely to kill themselves with a gun than those who did not leave a note (Tewksbury, Suresh, & Holmes, 2010).

In contrast to differences in marital status or age, research on differences in suicide methods shows a more consistent pattern: Note writers more often commit suicide by a nonviolent method (e.g. drugs, charcoal burning, car exhaust fumes) (Cohen & Fiedler, 1974; Heim & Lester, 1990; O'Connor et al., 1999; Salib & Maximous, 2002; Tuckman et al., 1959) – aside from firearms (Chynoweth, 1977; Shneidman & Farberow, 1957; Tuckman, Kleiner, & Lavell, 1959) and hanging (Kubawara et al., 2006; O'Connor et al., 1999). A possible reason might be that these methods require more time for preparation, thus leaving opportunities to write a note (Wonga, Yeunga, Chana, & Yipab, 2009). People dying by stabbing or jumping from heights are equally likely to write or not to write a suicide note. Only people who drowned themselves were significantly less likely to leave a suicide note (Salib & Maximous, 2002).

There is as yet no agreement as to whether suicide note leavers differ from those who do not leave a note, but research results show more commonalities than differences. While Cohen and Fiedler (1974) and Chavez-Hernandez, Paramo, Leenaars, and Leenaars (2006) stress the

commonalities, Haines, Williams and Lester (2011) take the large number of differences as an invitation to question the representativeness of suicide note leavers. O'Donnell et al. (1993) and Foster (2003) did not detect any differences between suicide note writers and those who did not leave a suicide note. As Eisenwort et al. (2007) point out, perhaps the only difference is that those leaving a note like to write letters. The different results may partly be explained by considering the intervals between the publication of these articles — which extended to almost 40 years.

A modern study with suicide data from 1992 to 2000 in Hong Kong indicates shifts in both the rate of leaving suicide notes as well as in the characteristics of note-leavers (Wonga, Yeunga, Chana, & Yipab, 2009) — a study in Japan, however, found no change in note-leaving rates despite rising suicide rates (Shioiri et al., 2005)

Furthermore, differences between nations should not be ignored. Gadit (2007) emphasizes problems in self-expression and with illiteracy in Pakistan. In Mexico, note writers are more educated and less likely to live in a city (Chavez-Hernandez et al., 2006; Chavez-Hernandez, Leenaars, Chavez-de Sanchez, & Leenaars, 2009). In India, males committing suicide leave a suicide note with a higher probability than females and generally are more educated than non-suicide note leavers. Studies from China, Japan, Greece and Switzerland indicate that people leaving a suicide note are less likely to have ever visited a public psychiatric institution (Frei et al., in press; Haines, Williams, & Lester, 2011; Ho et al., 1998; Kuwabara et al., 2006; Paraschakis et al., 2012). This, however, does not necessarily indicate that suicide note writers are healthier than those who do not leave a letter. A recent study from Greece (Paraschakis et al., 2012) stresses the powerful stigma associated with psychiatric diagnosis and interprets the suicide note as the first and last opportunity to express the troubles one was struggling with.

### **Simulated and genuine suicide notes**

One broad research field on suicide notes is the comparison of simulated and genuine suicide notes. The roots of this research tradition go back to Shneidman and Farberow (1957).

Simulated notes have been found to refer significantly less frequently to others and more often to focus on the reasons for suicide, with more negations (Lester, 2008b). Simulated notes offer insight into popular conceptions of suicide, such as suicide as an escape from unhappiness and pressure, rather than suicide as a mean of self-punishment or revenge (Lester, 1988). Authors of simulated suicide notes rarely take into account that people committing suicide can be upset with relatives or other people who were close to them and that there seems to be a strong need

to leave instructions (Black, 1993; Lester & Leenaars, 1988b). Furthermore, non-suicidal people seem to think of suicide as a consequence of a traumatic event (Leenaars & Lester, 1991). These implicit theories of suicide are one explanation for the fact that people judging whether a suicide note is real or fake tend to consider some genuine notes to be more “obviously” genuine than others (e.g. when they display restricted thinking) (Leenaars & Lester, 1990; Lester & Leenaars, 1987). The gender of suicide note writers does not affect the judgment of content of suicide notes (Lester, 1995b).

On average, genuine suicide notes cannot be considered to be verbally rich and they display shorter sentences and more negations (Eisenwort, 2006; Lester & Leenaars, 1988b). They contain fewer references to cognitive processes than simulated notes, but more often mention objects, places, and dates and more frequently indicate the author's identity (Arbeit & Blatt, 1973; Black, 1993; Gottschalk & Gleser, 2011). Also, genuine notes express the suicidal intention less explicitly, contain fewer synonyms for suicide, give more instructions to the reader and more frequently express religious ideas (Black, 1993; Lester & Leenaars, 1988b). Furthermore, genuine notes are more disorganized than fake notes (Spiegel & Neuringer, 1963), which is one of the reasons why clinical judges state to recognize more psychodynamic forces in a genuine suicide note than in a simulated one (Leenaars, 1986, 1988a; Leenaars & Lester, 1996).

While Lester (1989b) found anger (wish to kill) to be more common in genuine notes, but self-blame (wish to be killed) and the desire to escape (wish to die) to be equally frequent in simulated and genuine suicide notes, Lester, Seiden and Tauber's (1990) study found that self-blame (wish to be killed) is a discriminating characteristic for genuine notes. The hypothesis that people who commit suicide are socially immature (reflected by greater use of self-reference pronouns and based on Piaget's theories) could not be verified (Tuckman & Ziegler, 1966).

Interestingly, people who were writing fictional letters produced similar results to genuine letters if they had ever been treated psychotherapeutically, if they had ever tried committing suicide, if they lived alone or if they were not part of a religious or ideological group (Heinrich, Berzlanovich, Willinger, & Eisenwort, 2008).

Judgment of the authenticity of suicide notes can be slightly improved by specific training (Bennell, Jones, & Taylor, 2011). Affect and average sentence length proved to be the best discriminating factors (Jones & Bennell, 2007). There are different judgment qualities in naive judges (Lester, 1991a): Those with higher scores on extraversion were better judges (Lester, 1991b), but scores on the Machiavellian scale were not related to judgmental qualities (Lester, 1995a). Furthermore, being sympathetic towards suicide improves the ability of judges to

distinguish genuine from simulated suicide notes (Lester, 1994c). Naive judges exhibited poor reliability, while experts performed with significantly higher reliability (Lester, 1993). There is some evidence that experts perform better when trying to determine the age of the author of a suicide note rather than his or her sex (Lester, 1999). However, other studies show that suicidologists are unable to distinguish genuine from simulated suicide notes (Lester, 1994b) and that police officers differentiated at chance levels (Snook & Mercer, 2010). The mnemonic IS PATH WARM (consisting of ten warning signs for suicide) could not be used to differentiate between genuine and simulated suicide notes (Lester, McSwain, & Gunn, 2011).

### **Impacts of the suicidal mind on the suicide notes of completers**

Before a person puts an end to his life, he or she needs to decide that suicide is the only possible solution available (Jacobs, 1982; Shneidman, 1981). Suicide notes are considered to be products of rigid thinking, narrowed focus, tunnel vision and concreteness (Leenaars, 2003; Schwibbe & Räder, 1987). These aspects are labeled with the term *cognitive constriction* and five factors (writing style, the usage of words, the dichotomy, the length and the grammatical correctness) are used to operationalize the construct when working with suicide notes (Heinrich, Berzlanovich, Willinger, & Eisenwort, 2008). One effect of cognitive constriction is considered to be the relatively small average length of suicide notes. The reported length of notes varies significantly: suicide notes from Chinese people are, with an average word count of 272, longer than suicide letters written by people from Austria (usually up to a 150 words) (Ho et al., 1998; Eisenwort et al., 2007). With an average of 53 words, older Austrian people tend to write even shorter suicide notes (Eisenwort et al., 2007).

In order to explain the style of suicide notes, Osgood and Walker (1959) refer to the presuicidal state of a person. They claim that suicide notes are written in a heightened drive level, resulting in letters being more stereotyped, more disorganized (if the motivation level is extraordinarily high), containing motives for suicide as well as conflicts, if competing motives are at work. They tested their hypotheses by comparing genuine and simulated notes and their results showed that suicide notes display greater *stereotypy*: Shorter and simpler words are used, polarized allness terms are frequent, the vocabulary is not very diversified, and repetitions and action expressions (nouns and verbs) are frequent. On the other hand, discriminative qualifiers (adjectives and adverbs) are less frequent. The high frequency of demands, commands and pleadings is another specific feature of suicide notes.



Moreover, it has been furthermore shown that suicide notes include significant proportions of pronouns, names, negatives, intensifiers, maximum quantity terms, and discourse markers (Shapero, 2011).

Shneidman has repeatedly stated that “that special state of mind necessary to perform the suicidal deed is one which is essentially incompatible with an insightful recitation of what was going on in one's mind that led to the act itself” (1981, p. 291) and he considered suicide notes as “cryptic maps of ill-advised journeys” (1981, p. 290). On the basis of analyses of simulated and genuine suicide notes with respect to implicit Aristotelian syllogisms and fallacies, Shneidman (e.g. 1970, 1981, 1982) distinguished three types of logical constitution in suicidal persons: logical, paleological and catalogical. People in pain wishing to end their suffering commit *logical suicides*—the psychological label is *surcease suicide*. The *paleological suicide* contains marks of psychosis and it is called *psychotic suicide*. This is characterized by deductive fallacies resulting from violating rules for making logical identities – as demonstrated in the following example: “Death is suffering. I am suffering. Therefore I must die” (Shneidman, 1981, p. 283). The *catalogical type* does not conduct errors in the form of the argument, but contains semantic fallacies. An example: “If anybody kills himself, then he will get attention. I will kill myself. Therefore I will get attention” (Shneidman, 1981, p. 284). This type is called *psychosemantic fallacy*, as it is built on confusion about the self, as manifested in the use of the word “I” in the latter example. One can also observe these fallacies in certain phantasies on the hereafter (e.g. I will always take care of you).

### **Content of completers' suicide notes**

There are different types of suicide notes: letters trying to justify suicide and to seek forgiveness; illness notes, blame notes, will and testament notes and notes giving instructions (Jacobs, 1982). It is not uncommon for people committing suicide to leave two or more letters that fulfill different functions (Eisenwort et al. 2007; Shapero & Blackwell, 2012; Tuckman et al., 1959). The majority of suicide notes are not addressed (Eisenwort et al., 2007; Girdhar, Leenaars, Dogra, Leenaars, & Kumar, 2004; Lasy & Navadvorskaya, 2012). Most suicide notes are still written by hand; e-mails and short messages are significantly less frequent (Eisenwort et al., 2007). One article discusses people who wrote their suicide note on their own body (Demirci, Dogan, Erkol, & Gunaydin, 2009). Interactive suicide notes on the Internet are a relatively new and growing field (Barak, 2007; Baume, Cantor, & Rolfe, 1997). Even though

suicide notes on Facebook are becoming more popular, academic research has not yet caught up with this phenomenon (Ruder, Hatch, Ampanozi, Thali, & Fischer, 2011).

The driving force of suicide note research is the following question: Do people committing suicide reveal their motives for putting an end to their life in suicide notes? For reasons of clarity and manageability, Table 1 displays a summary of the reported contents of suicide notes (Bhatia, Verma, & Murty, 2006; Chavez-Hernandez et al., 2006; Chynoweth, 1977; Cohen & Fielder, 1974; Eisenwort et al., 2007; Foster, 2003; Gunn & Gleser, 2011; Gunn, Lester, Haines, & Williams, 2010; Ho et al., 1998; Lasy & Navadvorskaya, 2012; Leeanaars, 1991; Livermore, 1985; Olson, Wahab, Thompson, & Durrant, 2011; Sanger & Veach, 2008; Shapero, 2011). We have clustered these into six categories: Formalities, problems, mood/emotions, suicide motives, regulation of relationships and regulation of blame. The first four categories are considered to be mainly descriptive, while the last two focus not only on the described content but also on its effect. Since the goal of this article is to give an overview of research on suicide notes, we will not go into additional details of these subcategories. It is, however, possible to differentiate them further. For example: *interpersonal problems* (e.g. friction in a relationship, the feeling of not receiving love and support from significant others), *other-directed positive affect* (e.g. expressing love for others, thanking others), *other-directed negative affect* (e.g. hate, revenge, protest) or *psychological problems* (e.g. depression, fluctuations in mood).

Formalities	Problems	Mood/ Emotions	Suicide motives	Regulation relationships of	Regulation of blame
Last will	Financial problems	Being overwhelmed, unable to adjust and to stand pain or psychache	Leaving problems behind	Apology/ Asking forgiveness	Acknowledgment of wrongdoing
Testament	Somatic problems	Guilt/self-reproach/ the belief to be a failure and a burden	Reunion/ Rebirth	Relationship reconciliation/ Maintenance	Mitigating self- or other- blame
Instructions	Psychological problems	Shame		Other-directed positive affect	Constructing blame of others
Requests/ Wishes	Problems in relationships	Sadness/ Grief over loss		Acknowledging end of relationship	Connecting self- and other blame
Advices	Social problems	Hopelessness		Other-directed negative affect	Incongruent/ ambivalent position
Information		References to God/ Hereafter			
		Content/			

		Happiness			
		Alienation/ Loneliness			

Table 1: Content categories of suicide notes

It is not uncommon for suicide note research to take theoretically derived motives and to look for these in suicide notes (e.g. Menninger's wish trilogy). Hypothetically, all of the listed content elements in Table 1 can be considered as motives for suicide. We have only added explicitly stated motives to the category *suicide motives*. Leenaars (1996b) offers a categorization of explicit *and* implicit motives for suicide, which he divides into *intrapsychic aspects* (unbearable pain, cognitive constriction, indirect expressions, inability to adjust, ego) and *interpersonal aspects* (interpersonal relations, rejection–aggression, identification–aggression). Another example is Rogers et al.'s study (2007), which offers an analysis of 40 suicide notes for motivational content in relation to an existential-constructivist theory of suicide, consisting of the four theoretical categories of somatic, relational, spiritual, and psychological motivations. The results show that psychological motivations are most frequent, followed by relational, spiritual, and somatic concerns.

The identified topics and motives of the letters are usually compared with sociodemographic and suicidological variables. Most studies work with two independent raters and the majority of studies are a product of the intuitive rather than empirical matching of sentences to semantic categories (Eisenwort et al., 2007). Some researchers consult theories in order to explain the content of suicide notes, while others use suicide notes in order to *test* theory-derived statements (e.g. Leenaars, 1988b; Zhang & Lester, 2008).

The following paragraphs will provide a summary of the contents of suicide notes, in dependence on the variables age, gender, suicide method and culture. In addition to content, the article will report differences in style (e.g. whether or not a letter was addressed, aspects of cognitive constriction, humor or irony) in dependence on the chosen variables.

## Age

A study with 224 suicide notes (written by 154 subjects) conducted in China reveals that young people beg for forgiveness more often than older people (Ho et al., 1998). It was reported that young adults more often described problematic interpersonal relationships, inability to adjust to life's difficulties, ambivalence, and attachment to others, from whom they did not receive the care they wished for (Leenaars, 1989). A study from Montreal, however,

shows that older adolescents tended to write suicide notes with specific instructions. They did not usually address the letter to anyone specific, nor did they provide reasons for their decision to commit suicide, while those under 20 were not as likely to give instructions, but more often addressed their letters to their parents and more frequently gave reasons for their suicide (Posener, LaHaye, & Cheifetz, 1989). The age group of 15 to 19 year expressed discontentment, low self-esteem, anger, remorse, self-pity, rebellion, and bereavement (Peck, 1989–1990). Self-criticism, anger, harsh self-reproach, feeling worthless, treating oneself as an object, and interpersonal friction were further themes identified more often in young people's suicide notes (Leenaars & Balance, 1984b; He, Yang, & Lester, 2002).

Suicide notes of old people are shorter, scantier, less emotional and contain more instructions, messages regarding the last will and testament than do the suicide notes of younger people (Capstick, 1960; Eisenwort et al., 2007; Heim & Lester, 1991; Ho, Yip, Chiu & Halliday, 1998). Furthermore, older people more often address their suicide notes to family members and less frequently try to explain or to justify their suicide (Capstick, 1960; Salib, Cawley, & Healy, 2002). In females, however, the average sentence length rose with age, as did the frequency of aggressive statements and self-accusations (Kulawik & Decke, 1973). Terminal illness, somatic complaints, grief over loss, aspects of the hereafter, concern for relatives, feelings of unworthiness, performance failure and loneliness are mentioned more frequently in older people's suicide notes, which generally contain less self-esteem, less indirect expressions and less ambivalence (whether the author was terminally ill or not) (Black & Lester, 2002–2003; Capstick, 1960; Hokans & Lester, 2009; Kulawik & Decke, 1973; Leenaars, 1993, 1997, 2004; Lester, 1998; Linn & Lester, 1996;). After checking for Menninger's wish trilogy, Lester and Hummel (1980) found that elderly suicide note writers had less inwardly directed aggression than younger suicides but they did not differ in outwardly directed aggression or the wish to die. Other studies show that older people are more concerned with feelings rather than actions and less explicit about their forthcoming suicidal act, but are more likely to be motivated by the wish to escape pain rather than romantic problems (Lester & Reeve, 1982; Lester, Wood, Williams, & Haines, 2003, 2004).

Suicide notes provide evidence that suicide in old age is a specific field that needs to be distinguished from suicide in younger people. While research on the suicide notes of adolescents does not show consistent results, research on older people's suicide notes is more consistent. This may be due to the fact that young people change more over short periods of time than do older persons. Nevertheless, a few studies have found no differences or more commonalities than differences between the suicide notes of people of different ages (Bauer et

al., 1997; Cohen & Fiedler, 1974; Lester, 2008a; Salib & Maximous, 2002). After controlling for gender, Black and Lester (2002–2003) found no age-dependent differences in suicide notes.

## **Gender**

While Lester and Heim (1992) concluded that men more often give depression and poor health as reasons for suicide than do women, Lester, Wood, Williams, and Haines (2003, 2004) found that men are less often motivated to escape from pain, but tend to suffer from romantic problems. Notes by men were characterized as being less concerned with causation and insight and to focus on other people and on communication (Lester, 2008c). But men are less likely than women to blame others in their suicide notes and if they do, they are more likely to blame their parents than other family member, their partners or unknown others (McClelland, Reicher, & Booth, 2000). Moreover, the frequency of references to psychological pain as well as loss of or friction in relationships was higher in suicide notes written by men than in those written by women (Lester & Heim, 1992; McClelland et al., 2000). In another study, suicide notes by males are characterized as containing more negative thoughts and being less disorganized (Lester & Reeve, 1982). Results from a study from Belorussia contradict some of the above statements: The study found that men's suicide notes were emotionally charged (mainly towards the spouse); contrary to the findings of the last study, women's notes, were longer, more accurate, more consistent and more literate (Lasy & Navadvorskaya, 2012). In the same sample, women explained their suicide as an avoidance and self-punishment, while men more often stated reasons of protest/vengeance. Black and Lester's (2002–2003) study shows that women's suicide notes containing less intrapersonal hostility, less acceptance of personal responsibility and fewer remarks concerning their last will and testament. In a study with 261 suicide notes from Australia, Lester, Haines and Williams (2010) found that women expressed positive emotions and used the word “we” more often. Their notes were more present-oriented and more concerned with cognition and insight. Interestingly, older people's suicide notes were quite similar to men's farewell letters, as they less frequently contained the word “you”, references to self and verbs in the present tense.

Male adolescents completing suicide in Finland were more likely to communicate to peers, while female adolescents were more likely to address their suicide notes to adults (Marttunen, 1994). Female adolescents more often reported isolation from the family than male adolescents did (Hokans & Lester, 2007).

No reproducible differences between men and women have yet been established. Some studies reported more commonalities than differences or no difference at all in regard to gender (Cohen & Fiedler, 1974; Canetto & Lester, 2002; Eisenwort et al., 2007; Lester, 2008a, 2008c; Lester & Linn, 1997; Linn & Lester, 1996; O'Donnell et al., 1993; Salib & Maximous, 2002). Lester and Linn (1997) checked suicide notes for romantic vs. work motives and found no differences between the sexes; other results show that both men and women more often wrote about love than achievement (Canetto & Lester, 2002). No differences were found regarding Menninger's wish trilogy (Lester, 1989a).

### **Suicide method**

People who have committed suicide by active means (e.g. shooting, hanging) wrote suicide notes containing less joy, less love for others, less humor and irony, and less thanks, indicating pronounced alienation from significant others (Black & Lester, 2002–2003). Those who cut their arteries left suicide notes with more references to their last will and testament (Eisenwort et al., 2007).

Other studies found no differences in content associated with the method used (Leenaars, 1990; Lester, 1998). One reason for these findings may be that those people who leave a suicide note tend to employ passive means with higher probability.

### **Culture**

All in all, the similarities between different nations and cultures outweigh the differences in suicide motivation (Chavez-Hernandez, Leenaars, Chavez-de Sanchez, & Leenaars, 2006, 2009; Leenaars, Girdhar, Dogra, Wenckstern, & Leenaars, 2010; Leenaars et al. 2003; Leenaars, 1992; Leenaars et al., 1994; Leenaars et al., 2002b; O'Connor & Leenaars, 2004; Olson, Wahab, Thompson, & Durrant, 2011).

However, some noteworthy differences have been reported, even though these were minor in comparison to the commonalities. A comparative study showed (N = 102) that, in comparison to U.S note writers, Mexican suicide note-writers did not consider suicide as an escape (Chávez-Hernandez et al., 2009). Another cross-country comparison was conducted between suicide notes (N = 72) from India and the United States, countries with significantly different cultures (Leenaars et al., 2010). The suicide notes were matched for age and gender and analyzed on the basis of Leenaars' (1996b) *multidimensional model of suicide*. Indian notes contained more indirect expression (veiled or turned inward aggression) while American note-

writers were more direct. Furthermore, the author's believed that they had found more unconscious dynamics in Indian suicide notes. More Hispanics and Native Americans than Anglo-Americans suffered from alienation (Olson, Wahab, Thompson, & Durrant, 2011). In Turkey, suicide notes have been shown to contain considerably fewer instructions and remarks on life's problems and the letters usually expressed more than one affect (Demirel, Akar, Sayın, Candansayar, & Leenaars, 2008). German notes were found to contain the wish to be killed more often than American notes (Lester, 1997). However, if notes were matched for age and gender, no differences were found in regard to Menninger's wish trilogy (Leenaars, Lester, & Heim, 1996).

On the basis of the many commonalities, Leenaars et al. (1996) concluded that “no matter the country, mental constriction is mental constriction, psychopathology is psychopathology. So, the suicidal mind is the suicidal mind” (2009, p. 319).

## **Suicide Prevention**

The mere presence of a suicide note is, in the case of suicide attempters, itself a risk for future attempts (Beck et al., 1974). Suicide note and suicide intent correlate (Zhou & Jia, 2012), but the absence of a suicide note should nevertheless not be considered an indicator of a less serious attempt (Salib & Maximous, 2002).

The main suggestion regarding suicide prevention is to integrate detected suicide motives into suicide prevention programs (Ho et al., 1998; Zhou & Jia, 2012). Furthermore, trends with age and gender – even though they are still controversial – should be considered in both suicide prevention strategies (Lasy & Navadvorskaya, 2012) and in risk assessment schedules (O'Connor, Sheehy, & O'Connor, 1999).

On the basis of suicide motives identified in suicide notes, Darbonne (1969) suggests that suicidal adolescents can profit from psychodynamic psychotherapy, as they seem to struggle with interpersonal problems resulting from early object relationships, while middle aged persons suffer from problems with the self that can best be addressed by a combination of individual and group psychotherapy, in order to reduce the gap between self-ideal and the self, which is thought to be responsible for guilty thoughts on a wasted life. For older people, Darbonne (1969) considers that a mixture of environmental and milieu therapy and medical pain relief provides a suitable approach to address problems in tolerating illness and pain, as well as in finding a way out of social isolation. Religious people can benefit from their belief,

which is considered to be an important psychological support, especially in crisis intervention (Darbonne, 1969).

More general suggestions concern the need to implement cognitive techniques (Sanger & Veach, 2008), as suicidal people suffer from cognitive constriction, and the need to make efforts to lower the stigma resulting from a psychiatric diagnosis (Paraschakis et al., 2012) and. When working with suicidal patients, their current social relationships should be reinforced, as well as their efforts to reconcile and to maintain the relationships they have (Sanger & Veach, 2008).

### **Research on suicide notes and discursive psychology**

As previously mentioned, there are people who leave more than one suicide note. Tuckman and Ziegler (1968) state that “separated and divorced persons used the notes to explain to a parent or friend the reason for the failure of the marriage; to convey to the estranged spouse, the wife in most cases, critical and caustic comments about her attitude and behavior; and to express to the children his love and affection along with an admonition to obey the mother” (p. 180). The high levels of intra-author variation is striking and shows that different suicide notes are not only intended for different readers, but even fulfill an entirely different function depending on the intended reader (Shapero & Blackwell, 2012). While letters to family members and the general public contain more instructions, letters to friends seem to provide an insight into the feelings of the person who has committed suicide (Eisenwort et al., 2007). Sanger and Veach (2008) focused on interpersonal aspects in suicide notes (N = 138) by using grounded theory analysis and came to the conclusion that people attempt to maintain and reconcile relationships before they commit suicide. They stress the finding of more positive affective statements than negative ones.

Furthermore, Jacobs (1982) as well as Osgood and Walker (1959) regard suicide notes as a result of awareness of trust violation and they focused on the effort of suicidal persons to portray themselves as nevertheless trustworthy. Because suicide is the result of violating powerful social norms and very often an indicator of other people's failure to rescue a life, it has a negative connotation in society (McClelland et al., 2000). This is assumed to be part of a suicide's knowledge, resulting in the view of suicide notes as acts of communication providing “evidence of socially shared beliefs as to when suicide is more or less acceptable” (McClelland et al., 2000, p. 225). McClelland et al. (2000) conducted a study with 172 suicide notes written by 120 suicide victims. They focused on suicide notes as management of blame and found that



blame was the most frequently encountered topic. The choice of arguments varied with the recipient of the letter as well as the social position of the author.

With the exception of the last reference given, none of the above-mentioned studies describes itself as a study conducted by discursive psychologists. Nevertheless, the reported findings provide evidence for the central theoretical premises of discursive psychology: a discipline that originated from combining transcribed interviews or other transcribed conversational material (e.g. therapeutic sessions) with discourse analysis, constructionism and later sequential analysis/conversational analysis (for an overview of the development of discursive psychology see e.g. Potter, 2012). Discursive psychology defines discourse as *action-oriented*, *situated* (sequentially, institutionally, rhetorically), *constructed as well as constructive* and *produced as psychological* (construction of what is believed to be subjective rather than objective) (Potter, 2012).

The fact that suicide notes contain references to blame and to other aspects of intersubjective relations is taken to a new level in discursive psychology: The intersubjective space is regarded as culturally and situationally determined (Oravecz, 2005). Words addressed to others are embedded in a twofold social situation. They are rooted in (1) an interactive-pragmatic context and (2) nourished by socially transmitted and shared forms of constructing reality (Lätsch, 2012). Text and speech resulting from violations of moral or social rules pursue more than one communicative goal: Not only does the talking or writing person intend to cast a positive light on him- or herself in order still to be perceived as an honourable and trustworthy person, the person also seeks approval for what he or she has done, by virtue of the verbal treatment of the transgression (Lätsch, 2012).

Discursive psychology not only takes account of the situational and cultural context of a suicide note, it furthermore emphasizes what suicide notes are: *letters*. They are a genre of text with a specific tradition and – obviously but nonetheless vitally importantly – they are products of language. Language is, as discursive psychologists stress, not a neutral means of communication. Language is *performative* (Austin, 1962), *functional* and marked by *variability* (McClelland et al., 2000; Utriainen & Honkasalo, 1996).

It is noteworthy that discursive psychology is based on theoretical premises differing from those of other psychological research areas (such as social cognition): “Instead of starting with inner mental or cognitive processes, with behavioural regularities, or with neural events that are happening below and behind interaction, it starts with the public displays, constructions and orientations of participants” (Potter, 2012). Only a minority of studies have focused on suicide

notes as a means to learn about the communication of a socially objectionable act, as suicide still is.

## **Discussion**

At the start of this article, we formulated six research questions and then attempted to answer these in the central section of the text:

(1) We have seen that the suicide notes of completers and attempters do not vary enough to permit experts on suicidology to distinguish them reliably. They have more similarities than differences, but completers are more likely to leave a letter and to make more social references, while attempters give more instructions.

(2) There is no agreement on the question as to whether suicide note leavers are representative of all suicides. Research results stress commonalities, but cultural differences should not be neglected. With the exception of firearm use and hanging, suicide note leavers tended to use passive suicide methods.

(3) Even though quite a few differences between genuine and simulated suicide notes have been found (e.g. genuine notes being shorter, containing more instructions, dates, names of things and places), they display more similarities than differences as well. Police officers, trained judges, and experts on suicide are unable to distinguish real and fake suicide notes or are able to do so only at the level of chance.

(4) Traces of the suicidal mind in suicide notes are considered to be rigid thinking, narrowed focus, tunnel vision, concreteness and fallacies.

(5) The contents of suicide notes have been clustered into six categories (each category containing subcategories): formalities, problems, mood/emotions, suicide motives, regulation of relationships and regulation of blame. Older peoples' suicide notes indicate that their authors feel less pressure to explain and justify their choice of suicide. Furthermore, their letters more often contain references to somatic pain, loneliness and to significant others. No consistent results were found for differences with gender. Some cultural differences in suicide notes exist, but, again, commonalities outweigh them. Suicide notes of people who committed suicide by active means were shown to contain less joy, less love for others, less humour and irony, and less thanks.

(6) Suicide note research emphasizes the necessity to reduce the stigma of psychiatric diagnosis, in order to lower the barriers for suicidal people to seek psychological help.

Almost all of the presented studies considered suicide notes as a source providing insight into a presuicidal state of mind, offering the possibility to identify motives and to use these to gain knowledge about why people commit suicide. There are several problems to this approach. Most of the samples are not representative, nor are they large enough to allow generalization of the results. Given the difficulties in collecting large samples of suicide notes, some studies sampled letters across decades (e.g., Leenaars, 1989; Leenaars, DeWilde, Wenckstern et al., 2001). Although suicide is anything other than a modern phenomenon, the social norms that influence a person's style of writing a farewell letter may have changed. Another methodological problem is that most studies do not let topics arise empirically, but impose a theoretical framework on the data (McClelland et al., 2000; Sanger & Veach, 2008). Moreover, many suicide notes are very short and consist mainly of instructions. Using these data in order to accumulate knowledge on intrapsychic processes is problematic (Eisenwort et al., 2007; Lester, 2010). It also needs to be stated (Black, 1993) that a considerable amount of research was done with the same original sample of suicide notes collected by Shneidman and Farberow (1957) (e.g. Edelman & Renshaw, 1982; Gottschalk & Gleser, 1960; Leenaars & Balance, 1981, 1984; Leenaars, Balance, Wenckstern, & Rudzinsky, 1985; Lester & Leenaars, 1987; McLister & Leenaars, 1988; Ogilvie, Stone, & Shneidman, 1966; Osgood & Walker, 1959; Tripodes, 1976; Tuckman & Ziegler, 1966). From an ethical point of view, there is one more problem: Most studies are conducted without the permission of family members of the person who has committed suicide, which, in the light of the low rate giving their permission when asked (Eisenwort et al., 2007), is highly questionable and requires to be debated both morally and theoretically.

What conclusion can we draw from these facts? As much as Shneidman (1980) inspired and contributed to suicide note research, his answer to the above question is disillusioning:

What can we learn from suicide notes? Obviously, they often contain a great deal of interesting descriptive material, particularly of emotional states. But are they the full and explicating documents that would satisfactorily 'explain' a suicide? The fact that a dozen and a half research studies by a score of qualified investigators over the past twenty years have *not* produced the new, important breakthroughs of information that one could legitimately expect from that amount of effort raises questions about their usefulness. [...] It seems as though we tend to confuse the drama of the suicidal situation with our own expectations that there be some dramatic psychodynamic insights in the communications written during the moments of that drama. (p. 97)

Lester (2000), who contributed an impressive number of articles to suicide note research, had to admit that there has not been much progress in research on suicide notes. This has been noticed by others as well:

It no longer seems reasonable to maintain the belief that the study of suicide notes in this manner will reveal anything justifying the effort. Although it remains possible that a new method of analyzing suicide notes may be developed, we feel that it is now time to lay to rest the line of research. (Diamond, More, Hawkins, & Emil, 1995, p. 48)

The present article suggests that discursive psychologists can offer a promising new way of working with suicide notes and provide a starting point to make the kind of progress that suicide note research currently lacks. Although mainstream research on suicide notes indicates that people's last words are embedded in interpersonal relationships and cultural practices, it more often than not fails to draw the appropriate methodological consequences – a fact illustrated, for example, by Black's (1993) suggestion to use the comparison of genuine and simulated suicide notes in order to “highlight the discrepancy between cultural ideas about suicide and the reality of suicide” (Black, 1993, p. 702). In contrast, discursive psychology takes into account that the “cultural ideas about suicide” are the very material of the “reality of suicide” in its literal form. If we take this idea one step further, the act of *not* leaving a suicide note needs to be considered as a possibility of a silent farewell. In these cases, investigations concerning the way a suicidal person says goodbye cannot be conducted on the basis of the analysis of words, it needs to cast a closer look on the suicidal act itself and the way it was staged.

Furthermore, discursive psychology underlines the necessity to differentiate the “I” in the suicide note from the “I” of the person writing the note: The latter *constructs* the first on the basis of specific communicative aims. Adapting theoretical premises of discursive psychology means discarding the belief that suicide notes can be used to unlock a suicidal persons' mind. In reference to Shneidman (1981), *not* knowing why one chooses to commit suicide is perhaps a key aspect of doing so. And if there is a possibility to get to the truth of reasons for suicide, we have to take into account that “‘Reallys’ come from whole lives, not from momentary ‘iterations’ of declarations and actions” as it is the case with suicide notes (Harre, 1998, p. 173). Psychological autopsies after suicide or psychotherapy after a suicide attempt may have a

chance to shed light upon what made a person willing to accept suicide as the only solution. Research on suicide notes alone, however, cannot.

The neglect of suicide notes as acts of communication or, more generally speaking, *text* is by far the main problem of research on suicide notes (McClelland et al., 2000). It is neglected when scientist try to decontextualize the note in order to find motives for suicide or the mental state or psychic health of a person: It is decontextualized whenever someone tries to tackle an intrapersonal variable by using data embedded in an interpersonal context. It is a merit of discursive psychology that it provides the necessary theoretical framework to read suicide notes in the light of their communicative aspects, their interpersonal regulative functions, and the ways in which they employ culturally shared patterns of language use: A text can only arise in a certain con-text.

However, the method preferred by discursive psychologists – conversation analysis – is based on a communication, a direct interaction between two (or more) persons and therefore cannot be used for the analysis of suicide notes, as the addressed person was absent during the time the letter was written. Methodological innovation is needed, if close readings, which are burdened by problems regarding reliability and validity, are not to be the only option when analyzing suicide notes based on premises of discursive psychologists. This methodological innovation needs to start with the question as to whether well elaborated qualitative methods as grounded or content analysis can be optimized for this purpose and whether they can be changed in a way that makes them sensitive to the context of the analyzed data.

In conclusion: Mainstream research on suicide notes is based on implicit premises that are highly problematic: (1) suicide notes represent what a suicidal person really thought, (2) the thoughts of a suicidal person explaining the suicide are true, and (3) even if the stated motives are fragmentary, theoretical knowledge may allow us to reconstruct what is actually implicitly said. These assumptions have to be questioned, as the logic of suicide notes is flawed, the content is often contradictory and ambivalent and the authors of multiple suicide notes leave letters with different purposes and different explanations of their suicide motives. The manner in which a person communicates his or her decision to commit suicide is largely regulated by blame and the maintenance of important relationships.

Discursive psychologists define suicide notes as acts of communication performing farewell within a two-fold social context: A suicide note's function is not only to state the decision of its writer to commit suicide, but also, and mainly, to explain this decision in a manner that shapes the addressee's reaction in a way that would tend to bring approval of the suicidal act. In order to do so, a suicidal person will use common knowledge about when suicide is acceptable and

this knowledge will have an influence on the reported reasons for suicide, which may not be identical with the actual reasons leading to self-chosen and self-implemented death. In short: Suicide notes perform a farewell within relationships and are under the intense influence of cultural ideas on suicide. They are acts of communication and do not allow conclusions about intrapsychic variables without considering their relational and cultural embedment.

It is of vital importance that a field of research concerned with products of language should start to take into account crucial changes in linguistics and the philosophy of language, which had and still have a profound impact on the majority of humanities. The article's conclusion is, therefore, that suicide notes on their own are bad teachers when it comes to explaining suicide. However, the suicide note is an example of human communication in the face of an extreme and morally precarious decision; as such, it has much to say that is worth listening to.

## References

- Arbeit, S. A., & Blatt, S. J. (1973). Differentiation of simulated and genuine suicide notes. *Psychological Reports*, 33, 283–297.
- Asgard, U. A. (1990). A psychiatric study of suicide among urban swedish women. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 82(2), 115–124. doi:10.1111/j.1600-0447.1990.tb01367.x
- Austin, J. L. (1962). *How to do things with words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Barak, A. (2007). Emotional support and suicide prevention through the internet: A field project report. *Computers in Human Behavior*, 23(2), 971–984.
- Bauer, M. N., Leenaars, A. A., Berman, A. L., Jobes, D. A., Dixon, J. F., & Bibb, J. L. (1997). Late adulthood suicide: A life-span analysis of suicide notes. *Archives of Suicide Research*, 3(2), 91–108. doi:10.1023/A:1009674401616
- Baume P., Cantor C. H., & Rolfe A. (1997). Cybersuicide: The role of interactive suicide notes on the Internet. *Crisis*, 18(2), 73–79.
- Beck, R. W., Morris, J., & Lester, D. (1974). Suicide notes and risk of future suicide. *Journal of the American Medical Association*, 228(4), 495–496. doi:10.1001/jama.1974.03230290043030
- Bennell, C., Jones, N. J., & Taylor, A. (2011). Determining the authenticity of suicide notes. Can training improve human judgment? *Criminal Justice and Behavior*, 38(7), 669–689. doi:10.1177/0093854811405146
- Bhatia, M. S., Verma, S. K., & Murty, O. P. (2006). Suicide notes: Psychological and clinical profile. *International Journal of Psychiatry in Medicine*, 36(2), 163–170. doi:10.2190/5690-CMGX-6A1C-Q28H
- Black, S. T. (1993). Comparing genuine and simulated suicide notes: A new perspective. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 61(4), 699–702.
- Black, S. T. (1995). Comparing genuine and simulated suicide notes: Response to Diamond et al. (1995). *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 63(1), 49–51.

- Black, S. T., & Lester, D. (1995). Distinguishing suicide notes from completed and attempted suicides. *Perceptual & Motor Skills*, 81, 802.
- Black, S. T., & Lester, D. (2002–2003). The content of suicide notes: Does it vary by method of suicide, sex, or age? *Omega*, 46(3), 241–249.
- Brevard, A., Lester, D., & Yang, B. (1990). A comparison of suicide notes written by suicide completers and suicide attempters. *Crisis: The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention*, 11(1), 7–11.
- Brevard, A., & Lester, D. (1991). A comparison of suicide notes written by completed and attempted suicides. *Annals of Clinical Psychiatry*, 3(1), 43–45.
- Callanan, V. J., & Davis, M. S. (2009). A comparison of suicide note writers with suicides who did not leave notes. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 39(5), 558–568. doi:10.1521/suli.2009.39.5.558
- Canetto, S. S., & Lester, D. (2002). Love and achievement motives in women's and men's suicide notes. *The Journal of Psychology*, 136(5), 573–576.
- Capstick, A. (1960). Recognition of emotional disturbance and the prevention of suicide. *British Medical Journal*, 1(5180), 1179–1182.
- Chavez-Hernandez, A. M., Leenaars, A. A., Chavez-de Sanchez, M. I., & Leenaars, L. (2009). Suicide notes from Mexico and the United States: A thematic analysis. *Salud pública de méxico*, 51(4), 314–320.
- Chavez-Hernandez, A. M., Paramo, D., Leenaars, A. A., & Leenaars, L. (2006). Suicide notes in Mexico: What do they tell us? *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 36(6), 709–715. doi:d10.1521/suli.2006.36.6.709
- Chynoweth, R. (1977). The significance of suicide notes, Australian and New Zealand. *Journal of Psychiatry*, 11(3), 197–200.
- Cohen, S. L., & Fiedler, J. E. (1974). Content analysis of multiple messages in suicide notes. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 4(2), 75–95. doi:10.1111/j.1943-278X.1974.tb00870.x
- Darbonne, A. R. (1969). Suicide and age: A suicide note analysis. *Journal of Consulting and*



*Clinical Psychology*, 33(1), 46–50.

- Demirel, B., Akar, T., Sayin, A., Candansayar, S., & Leenaars, A. A. (2008). Farewell to the world: Suicide notes from Turkey. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 38(1), 123–128.
- Demirci, S., Dogan, K. H., Erkol, Z., & Gunaydin, G. (2009). Unusual suicide note written on the body: Two case reports. *American Journal of Forensic Medicine and Pathology*, 30(3), 276–279.
- Diamond, G. M., More, D. L., Hawkins, A. G., & Emil, S. (1995). Comment on Black's (1993) article, “Comparing genuine and simulated suicide notes: A new perspective”. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 63(1), 46–48.
- Edelman, A. M., & Renshaw, S. L. (1982). Genuine versus simulated suicide notes: An issue revisited through discourse analysis. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 12(2), 103–113.
- Edwards, D., & Potter, J. (1992). *Discursive psychology*. Sage: London.
- Eisenwort, B., Berzlanovich, A., Willinger, U., Eisenwort, G., Lindorfer, S., & Sonneck, G. (2006). Abschiedsbriefe und ihre Bedeutung innerhalb der Suizidologie. *Der Nervenarzt*, 77(11), 1355–1362. doi:10.1007/s00115-005-1965-y16 [In German]
- Eisenwort, B., Berzlanovich, A., Heinrich, M., Schuster, A., Chocholous, P., Lindorfer, S., ... Sonneck, G. (2007). Suizidologie: Abschiedsbriefe und ihre Themen. *Der Nervenarzt*, 78(6), 672–678. doi:10.1007/s00115-006-2210-z [In German]
- Foster, T. (2003). Suicide note themes and suicide prevention. *International Journal of Psychiatry in Medicine*, 33(4), 323–331. doi:10.2190/T210-E2V5-A5M0-QLJU
- Frei, A., Bucher, T., Walter, M., & Ajdacic-Gross, V. (in press). Suicides in the canton of Lucerne over 5 years: Subjects with and without psychiatric history and diagnosis. *Swiss Medical Weekly*.
- Gadit, A. A. M. (2007). The suicide note: What can be done in the light of its implications? *Journal Of Pakistan Medical Association*, 57(6), 327–328.
- Garcia-Caballero, A., Jimenez, J., Fernandez-Cabana, M., & Garcia-Lado, I. (2012). Last

- words: An LIWC analysis of suicide notes from Spain. *European Psychiatry*, 27(1), [http://dx.doi.org/10.1016/S0924-9338\(12\)75586-4](http://dx.doi.org/10.1016/S0924-9338(12)75586-4)
- Girdhar, S., Leenaars, A. A., Dogra, T. D., Leenaars, L., & Kumar, G. (2004). Suicide notes in India: What do they tell us? *Archives of Suicide Research*, 8(2), 179–185.
- Gottschalk, L. A., & Gleser, G. C. (2011[1960]). An analysis of the verbal content of suicide notes. *British Journal of Medical Psychology*, 33, 195–204. doi:10.1111/j.2044-8341.1960.tb01240.x
- Gunn, J. F. 3rd, Lester, D., Haines, J., & Williams, C. L. (2012). Thwarted belongingness and perceived burdensomeness in suicide notes. *Crisis*, 33(3), 178–181. doi:10.1027/0227-5910/a000123
- Haines, J., Williams, C. L., & Lester, D. (2011). The characteristics of those who do and do not leave suicide notes: Is the method of residuals valid? *OMEGA*, 63(1), 79–94. doi:10.2190/OM.63.1.d
- Handelman, L. D., & Lester, D. (2007). The content of suicide notes from attempters and completers. *Crisis*, 28(2), 102–104. doi:10.1027/0227-5910.28.2.102
- Harre, R., & Gillett, G. (1994). *The discursive mind*. Sage: London.
- Harre, R. (1998). Commentary on “Suicide, language, and clinical practice”. *Philosophy, Psychiatry, & Psychology*, 5(2), 171–173.
- He, Z. X., Yang, B., & Lester, D. (2002). Suicide notes of Chinese youth. *Perceptual & Motor Skills*, 93(1), 317–318. doi:10.2466/PMS.93.5.317-318
- Heim, N., & Lester, D. (1990). Do suicides who write notes differ from those who do not? A study of suicides of West Berlin. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 82(5), 372–373.
- Heim, N., & Lester, D. (1991). A study of different types of suicide notes. *Homeostasis in Health and Disease*, 33(3), 109–112.
- Heinrich, M., Berzlanovich, A., Willinger, U., & Eisenwort, B. (2008). Measurement of cognitive constriction in suicide notes. *Neuropsychiatrie*, 22(4), 252–260.
- Ho, T. P., Yip, P. S., Chiu, C. W., & Halliday, P. (1998). Suicide notes: What do they tell us?

*Acta Psychiatrica Scandinavica*, 98(6), 467–473.

Hokans, K. D., & Lester, D. (2007). Motives for suicide in adolescents: A preliminary study. *Psychological Reports*, 101(3), 778.

Hokans, K. D., & Lester D. (2009). Anger and hopelessness in suicide notes: A preliminary study. *Psychological Reports*, 104(2), 608.

Jacobs, J. (1982). *The moral justification of suicide*. Springfield, IL: Charles Thomas.

Joiner, T. E., Pettit, J. W., Walker, R. L., Voelz, Z. R., Cruz, J., Rudd, M. D., & Lester, D. (2002). Perceived burdensomeness and suicidality: Two studies on the suicide notes of those attempting and those completing suicide. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 21(5), 531–545. doi:10.1521/jscp.21.5.531.22624

Jones, N., & Bennell, C. (2007). The development and validation of statistical prediction rules for discriminating between genuine and simulated suicide notes. *Archives of Suicide Research*, 11(2), 219–233. doi:10.1080/13811110701250176

Kulawik, H., & Decke, D. (1973). Letzte Aufzeichnungen – eine Analyse von 223 nach vollendeten Suiziden hinterlassenen Briefen und Mitteilungen. *Psychiatria Clinica*, 6(4), 193–210. doi:10.1159/000283275 [In German]

Kuwabara, H., Shioiri, T., Nishimura, A., Abe, R., Nushida, H., Ueno, Y., Akazawa, K., & Someya, T. (2006). Differences in characteristics between suicide victims who left notes or not. *Journal of Affective Disorders*, 94(1–3), 145–149.

Lasy, E., & Navadvorskaya, M. (2012). The analysis of suicide notes. *European Psychiatry*, 27(1). [http://dx.doi.org/10.1016/S0924-9338\(12\)75596-7](http://dx.doi.org/10.1016/S0924-9338(12)75596-7)

Lätsch, D. (2012). Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*, 14(2), 53–73. [In German]

Leenaars, A. A. (1986). A brief note on the latent content in suicide notes. *Psychological Reports*, 59(2), 640–642.

Leenaars, A. A. (1988a). *Suicide notes*. New York: Human Sciences Press.

- Leenaars, A. A. (1988b). An empirical investigation of Shneidman's formulations regarding suicide: Age and sex. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 17(3), 233–250.
- Leenaars, A. A. (1989). Are women's suicides really different from men's? *Women & Health*, 14(1), 17–33. doi:10.1300/J013v14n01\_03
- Leenaars, A. A. (1990). Do the psychological characteristics of the suicidal individual make a difference in the method chosen for suicide? *Canadian Journal of Behavioural Science*, 22(4), 385–392. doi:10.1037/h0078945
- Leenaars, A. A. (1991). Suicide notes and their implications for intervention. *Crisis*, 12(1), 1–20.
- Leenaars, A. A. (1992). Suicide notes from Canada and United States. *Perceptual & Motor Skills*, 74(1), 278.
- Leenaars, A. A. (1993). Suicide notes of the older adult. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 22(1), 62–79.
- Leenaars, A. A. (1996a). Suicide notes at symbolic ages. *Psychological Reports*, 78(3), 1034. doi:10.2466/pr0.1996.78.3.103
- Leenaars, A. A. (1996b). Suicide: A multidimensional malaise. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 26(3), 221–236.
- Leenaars, A. A. (1997). Suicide notes of the elderly and their implications for psychotherapy. *Clinical Gerontologist: The Journal of Aging and Mental Health*, 17(4), 76–79.
- Leenaars, A. A. (1999). Suicide notes in the courtroom. *Journal of Clinical Forensic Medicine*, 6(1), 39–48.
- Leenaars, A. A. (2002). In defense of the idiographic approach: Studies of suicide notes and personal documents. *Archives of Suicide Research*, 6(1), 19–30. doi:10.1080/13811110213125
- Leenaars, A. A. (2003). Can a theory of suicide predict all “suicides” in the elderly? *Crisis*, 24(1), 7–16. doi:10.1027//0227-5910.24.1.7
- Leenaars, A. A. (2010). Lives and deaths: Biographical notes on selections from the works of

- Edwin S. Shneidman. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 40(5), 476–491.  
doi:10.1521/suli.2010.40.5.47
- Leenaars, A. A., & Balance, W. D. G. (1981). A predictive approach to the study of manifest content in suicide notes. *Journal of Clinical Psychology*, 37(1), 50–52.
- Leenaars, A. A., & Balance, W. D. G. (1984a). A logical empirical approach to the study of suicide notes. *Canadian Journal of Behavioural Science*, 16(3), 249–256.  
doi:10.1037/h0080843
- Leenaars, A. A., & Balance, W. D. (1984b). A predictive approach to suicide notes of young and old people from Freud's formulations with regard to suicide. *Journal of Clinical Psychology*, 40(6), 1362–1364.
- Leenaars, A. A., Balance, W. D. G., Wenckstern, S. W., & Rudzinski, D. J. (1985). An empirical investigation of Shneidman's formulations regarding suicide. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 15(3), 184–195.
- Leenaars, A. A., Girdhar, S., Dogra, T. D., Wenckstern, S., & Leenaars, L. (2010). Suicide notes from India and the United States: A thematic comparison. *Death Studies*, 34(5), 426–440. doi:10.1080/07481181003697712
- Leenaars, A. A., Haines, J., Wenckstern, S., Williams, C., & Lester, D. (2003). Suicide notes from Australia and the United States. *Perceptual & Motor Skills*, 96(3), 1281–1282.
- Leenaars, A. A., & Lester, D. (1990). What characteristics of suicide notes are salient for people to allow perception of a suicide note as genuine? *Death Studies*, 14(1), 25–30.  
doi:10.1080/07481189008252343
- Leenaars, A. A., & Lester, D. (1991). Myths about suicide notes. *Death Studies*, 15(3), 303–308. doi:10.1080/07481189108252433
- Leenaars, A. A., & Lester, D. (1996). *Suicide and the unconscious*. Northvale: Aronson.
- Leenaars, A. A., Lester, D., & Heim, N. (1996). Menninger's motives for suicide in suicide notes from Germany and the USA. *Crisis: The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention*, 17(2), 87.
- Leenaars, A. A., Lester, D., Lopatin, A., Schustov, D., & Wenckstern, S. (2002). Suicide notes

- from Russia and the United States. *Social and General Psychiatry*, 12(3), 22–28.
- Leenaars A. A., Lester, D., Wenckstern, S., & Heim, N. (1994). Suicide notes from Germany and the United States. *Suizidprophylaxe*, 3, 99–101. [In German]
- Leenaars, A. A., Lester, D., & Wenckstern, S. (1999). Suicide notes in alcoholism. *Psychological Reports*, 85(2), 363–364. doi:10.2466/PR0.85.6.363-364
- Leenaars, A. A., Lester, D., Wenckstern, S., McMullin, C., Rudzinski, D., & Brevard, A. (1992). Comparison of suicide notes and parasuicide notes. *Death Studies*, 16(4), 331–342. doi:10.1080/07481189208252581
- Leenaars, A., Lester, D., & Yang, B. (1992). Menninger's motives for suicide in the notes of completed and attempted suicides. *Psychological Reports*, 70(2), 369–370. doi:10.2466/PR0.70.2.369-370
- Lester, D. (1971). Need for affiliation in suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 33(2), 550.
- Lester, D. (1988). What does the study of simulated suicide notes tell us? *Psychological Reports*, 62(3), 962.
- Lester, D. (1989a). Sex differences in the motives expressed in suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 69(2), 642.
- Lester, D. (1989b). Menninger's motives for suicide in genuine and simulated suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 69(3), 850.
- Lester, D. (1991a). Reliability of naive judges of genuine suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 73(3), 942–942. doi:10.2466/pms.1991.73.3.942
- Lester, D. (1991b). Accuracy of recognition of genuine versus simulated suicide. *Personality and Individual Differences*, 12(7), 765–766. doi:[10.1016/0191-8869\(91\)90233-2](https://doi.org/10.1016/0191-8869(91)90233-2)
- Lester, D. (1993). Reliability of judging genuine and simulated suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 77(3), 882–882. doi:10.2466/pms.1993.77.3.882
- Lester, D. (1994a). Motives for suicide in suicide notes from completed and attempted suicides. *Psychological Reports*, 75(3), 1130. doi:10.2466/pr0.1994.75.3.1130
- Lester, D. (1994c). Correlates of accuracy in judging genuine versus simulated suicide notes.

*Perceptual & Motor Skills*, 79(1), 642–642. doi:10.2466/pms.1994.79.1.642

Lester, D. (1994b). Can suicidologists distinguish between suicide notes from completers and attempters? *Perceptual & Motor Skills*, 79(3), 1498.

Lester, D. (1995a). Personality correlates of correctly identifying genuine suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 80(3), 890.

Lester, D. (1995b). Is the gender of a suicide note writer associated with judgments made about the suicide? *Perceptual & Motor Skills*, 81(1), 50.

Lester, D. (1997). Menninger's motives for suicide in suicide notes from America and Germany. *Perceptual & Motor Skills*, 85(3), 1194. doi:10.2466/pms.1997.85.3f.1194

Lester, D. (1998). Differences in content of suicide notes by age and method. *Perceptual & Motor Skills*, 87(2), 530.

Lester, D. (1999). Judging the sex and age of suicide note writers. *Perceptual & Motor Skills*, 86(3), 1218.

Lester, D. (2000). *Why people kill themselves: a 2000 summary of research on suicide* (4<sup>th</sup> ed.). Springfield, Illinois: Charles C Thomas.

Lester, D. (2008a). Computer analysis of the content of suicide notes from men and women. *Psychological Reports*, 102(2), 575–576. doi:10.2466/PR0.102.2.575-576

Lester, D. (2008b). Differences between genuine and simulated suicide notes. *Psychological Reports*, 103(2), 527–528. doi:10.2466/pr0.103.2.527-528

Lester, D. (2008c). A further study of sex differences in suicide notes: a study of German suicide notes. *Psychological Reports*, 103(3), 797–798. doi:10.2466/pr0.103.3.797-798

Lester, D., Haines, J., & Williams, C. L. (2010). Content differences in suicide notes by sex, age, and method: A study of Australian suicide notes. *Psychological Reports*, 106(2), 475–476. doi:10.2466/pr0.106.2.475-476

Lester, D., & Heim, N. (1992). Sex differences in suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 75, 582–582. doi:10.2466/pms.1992.75.2.582

Lester, D., & Hummel, H. (1980). Motives for suicide in elderly people. *Psychological Reports*,

47(3), 870. doi:10.2466/pr0.1980.47.3.870

- Lester, D., & Leenaars, A. A. (1987). Differentiation of genuine suicide notes. *Psychological Reports*, 61(1), 70.
- Lester, D., & Leenaars, A. A. (1988). The moral justification of suicide in suicide notes. *Psychological Reports*, 63(1), 106.
- Lester, D., & Linn, M. (1997). Sex differences in suicide notes. *Psychological Reports*, 80(3), 1302.
- Lester, D., & Linn, M. (1998). Joseph Richman's signs for distinguishing genuine from simulated suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 87(1), 242.
- Lester, D., McSwain, S., & Gunn, J. F. 3rd. (2011). A test of the validity of the IS PATH WARM warning signs for suicide. *Psychological Reports*, 108(2), 402–404.
- Lester, D., & Reeve, C. (1982). The suicide notes of young and old people. *Psychological Reports*, 50(1), 334.
- Lester, D., Seiden, R. H., & Tauber, R. K. (1990). Menninger's motives for suicide in genuine, simulated and hoax suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 71(1), 248. doi:10.2466/pms.1990.71.1.248
- Lester, D., Wood, P., Williams, C., & Haines, J. (2003). Correlates of motives for suicide. *Psychological Reports*, 93(2), 378.
- Lester, D., Wood, P., Williams, C., & Haines, J. (2004). Motives for Suicide – A Study of Australian Suicide Notes. *Crisis*, 25(1), 33–34. doi:10.1027/0227-5910.25.1.33
- Linn, M., & Lester, D. (1996). Content differences in suicide notes by gender and age. *Psychological reports*, 78(2), 370. doi:10.2466/pr0.1996.78.2.370
- Livermore, A. (1985). Forty suicide notes: Proceedings of the 18<sup>th</sup> annual meeting (pp. 47–49). Denver: American Association for Suicidology.
- Marttunen, M. (1994). Psychosocial maladjustment, mental disorders and stressful life events precede adolescent suicide. *Psychiatria Fennica*, 25, 39–51.
- McBride, H. E., & Siegel, L. S. (1997). Learning disabilities and adolescent suicide. *Journal of*



- McClelland, L., Reicher, S., & Booth, N. (2000). A last defence: The negotiation of blame within suicide notes. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 10(3), 225–240.
- McLister, B., & Leenaars, A. A. (1988). An empirical investigation of the latent content of suicide notes. *Psychological Reports*, 63(1), 238.
- Menninger, K. (1933). Psychoanalytic aspects of suicide. *International Journal of Psychoanalysis*, 14, 376–390.
- O'Connor, R. C., & Leenaars, A. A. (2004). A thematic comparison of suicide notes drawn from Northern Ireland and the United States. *Current Psychology*, 22(4), 339–347.
- O'Connor, R. C., Sheehy, N. P., & O'Connor, D. B. (1999). A thematic analysis of suicide notes. *Crisis*, 20(3), 106–114. doi:10.1027//0227-5910.20.3.106
- O'Donnell, I., Farmer, R., & Catalan, J. (1993). Suicide notes. *The British Journal of Psychiatry*, 163, 45–48. doi:10.1192/bjp.163.1.45
- Ogilvie, D. M., Stone, P. J., & Shneidman, E. S. (1966). Some characteristics of genuine vs. simulated suicide notes. In P. J. Stone, D. C. Dunphy, M. S. Smith, & D. M. Ogilvie (Eds.), *The General Inquirer: A computer approach to content analysis*. Cambridge, MA: M.I.T. Press.
- Olson, L. M., Wahab, S., Thompson, C. W., & Durrant, L. (2011). Suicide notes among native Americans, Hispanics, and Anglos. *Qualitative Health Research*, 21(11), 1484–1494. doi:10.1177/1049732311412789
- Osgood, C. E., & Walker, E. G. (1959). Motivation and language behavior: A content analysis of suicide notes. *Journal of Abnormal & Social Psychology*, 59(1), 58–67.
- Oravec, R. (2004). Roots of discursive suicidology. *Psiholoska Obzorja/Horizons of Psychology*, 13(1), 151–161.
- Paraschakis, A., Michopoulos, I., Douzenis, A., Christodoulou, C., Koutsafitis, F., & Lykouras, L. (2012). Differences between suicide victims who leave notes and those who do not. a 2-year study in Greece. *Crisis*, 33(6), 344–349. doi:10.1027/0227-5910/a000150

- Peck, D. L. (1989–1990). Teenage suicide expressions: Echoes from the past. *International Quarterly of Community Health Education*, 10(1), 53–64.
- Posener, J. A., LaHaye A., & Cheifetz, P. N. (1989). Suicide notes in adolescence. *The Canadian Journal of Psychiatry*, 34(3), 171–176.
- Potter, J. (2012). Discourse analysis and discursive psychology. In Cooper, H. (Editor-in-Chief). *APA handbook of research methods in psychology: Vol. 2. Quantitative, qualitative, neuropsychological, and biological (pp. 111-130)*. Washington: American Psychological Association Press.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and social psychology: Beyond attitudes and behaviour*. Sage: London.
- Räder, K. K., Adler, L., & Freisleder, F. J. (1991). Zur Differenzierung von Suizid und Parasuizid: Eine Untersuchung an Abschiedsbriefen suizidaler Patienten. *Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie*, 142(5), 439–450. [In German]
- Rogers, J. R., Bromley, J. L., McNally, C. J., & Lester, D. (2007). Content analysis of suicide notes as a test of the motivational component of the existential-constructivist model of suicide. *Journal of Counseling & Development*, 85(2), 182–188.
- Ruder, T. D., Hatch, G. M., Ampanozi, G., Thali, M. J., & Fischer, N. (2011). Suicide announcement on facebook. *Crisis*, 32(5), 280–282. doi:10.1027/0227-5910/a000086
- Rudestam, K. E., & Agnelli, P. (1987). The effect of the content of suicide notes on grief reactions. *Journal of Clinical Psychology*, 43(2), 211–218.
- Salib, E., Cawley S., & Healy, R. (2002). The significance of suicide notes in the elderly. *Aging & Mental Health*, 6(2), 186–190. doi:10.1080/1360786022012674 5
- Salib, E., El-Nimr, G., & Yacoub, M. (2003). Their last words: A review of notes in the elderly. *Medicine Science and the Law*, 42(4), 334–338.
- Salib, E., & Maximous, J. (2002). Intimation of intent in elderly fatal self-harm: Do the elderly who leave suicide notes differ from those who do not? *International Journal of Psychiatry in Clinical Practice*, 6(3), 155–161.
- Sanger, S., & Veach, P. M. (2008). The interpersonal nature of suicide: A qualitative

- investigation of suicide notes. *Archives of Suicide Research*, 12(4), 352–365.  
doi:10.1080/13811110802325232
- Schwibbe, M., & Räder, K. (1987). Kontentanalytische Untersuchung zur Konkretheit von Suizid-Briefen. *Crisis*, 3(1), 16–31. [In German]
- Shapero, J. J. (2011) The language of suicide notes. Unpublished Ph.D. thesis, University of Birmingham.
- Shapero, J. J., & Blackwell, S. A. (2012). ‘There are letters for you all on the sideboard’: What can linguists learn from multiple suicide-note writers? In S. Tomblin, N. MacLeod, R. Sousa-Silva, & M. Coulthard (Eds.), *Proceedings of the international association of forensic linguists’ tenth biennial conference* (pp. 225–244). Birmingham: Centre for Forensic Linguistics.
- Shioiri, T., Nishimura, A., Akazawa, K., Abe, R., Nushida, H., Ueno, Y., Kojika-Maruyama, M., & Someya, T. (2005). Incidence of note-leaving remains constant despite increasing suicide rates. *Psychiatry and Clinical Neurosciences*, 59(2), 226–228.
- Shneidman, E. S. (1970). Content analysis of suicidal logic. In E. S. Shneidman, N. L. Farberow, & R. E. Litman (Eds.), *The psychology of suicide* (pp. 73–93). New York: Science House.
- Shneidman, E. S. (1973). Suicide notes reconsidered. *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes*, 36(4), 379–394.
- Shneidman, E. S. (1979). A bibliography of suicide notes: 1856–1979. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 9(1), 57–59.
- Shneidman, E. S. (1980). Self-destruction: Suicide notes and tragic lives. In E. S. Shneidman (Ed.), *Voices of death* (pp. 41–76). New York: Harper and Row.
- Shneidman, E. S. (1981). *Suicide thoughts and reflections, 1960–1980: A special issue of Suicide and Life-Threatening Behavior*. New York: Human Science Press.
- Shneidman, E. S. (1982). On ‘Therefore I must kill myself’. *Suicide & Life-Threatening Behavior*, 12(1), 52–55.
- Shneidman, E. S. (1996). *The suicidal mind*. New York: Oxford University Press.

- Shneidman, E. S. (2001) *Comprehending suicide: Landmarks in 20th-century suicidology*. Washington: American Psychological Association.
- Shneidman, E., & Farberow, N. (Eds.). (1957). *Clues to suicide*. New York: Harper & Row.
- Snook, B., & Mercer, J.C. (2010). Modelling police officers' judgements of the veracity of suicide notes. *Canadian Journal of Criminology and Criminal Justice*, 52(1), 79–95. doi:10.1353/ccj.0.0080
- Spiegel, D., & Neuringer, C. (1963). Role of dread and suicidal behavior. *Journal of Abnormal & Social Psychology*, 66, 507–511.
- Tewksbury, R., Suresh, G., & Holmes, R. M. (2010). Factors related to suicide via firearms and hanging and leaving of suicide notes. *International Journal of Men's Health*, 9(1), 40–49. doi:10.3149/jmh.0901.40
- Tripodes, P. (1976). Reasoning patterns in suicide notes. In E. S. Shneidman (Ed.), *Suicidology: Contemporary developments* (pp. 203–228). New York: Grune & Stratton.
- Tuckman, J., Kleiner, R. J., & Lavell, M. (1959). Emotional content of suicide notes. *The American Journal of Psychiatry*, 116(1), 59–63.
- Tuckman, J., Kleiner, R. J., & Lavell, M. (1960). Credibility of suicide notes. *The American Journal of Psychiatry*, 116, 1104–1106.
- Tuckman, J., & Ziegler, R. (1966). Language usage and social maturity as related to suicide notes. *The Journal of Social Psychology*, 68, 139–142.
- Tuckman J., & Ziegler, R. (1968). A comparison of single and multiple note writers among suicides. *Journal of Clinical Psychology*, 24(2), 179–180. doi:10.1002/1097-4679(196804)24:2<179::AID-JCLP2270240209>3.0.CO;2-R
- Utriainen, T., & Honkasalo, M-L. (1996). Women writing their death and dying: Semiotic perspectives on women's suicide notes. *Semiotica*, 109(3–4), 197–220. doi:10.1515/semi.1996.109.3-4.197
- Wong, P. W., Yeung, A.W., Chan, W. S., Yip, P. S., & Tang, A. K. (2009). Suicide notes in Hong Kong in 2000. *Death Studies*, 33(4), 372–381. doi:10.1080/07481180802705791

- Zhang, J., & Lester, D. (2008). Psychological tensions found in suicide notes: A test for the strain theory of suicide. *Archives of Suicide Research*, 12(1), 67–73.
- Zhou, X. M., & Jia, S. H. (2012). Suicidal communication signifies suicidal intent in Chinese completed suicides. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 47(11), 1845–1854. doi:10.1007/s00127-012-0488-7

## Manuskript 2

### Was machen Wünsche in Abschiedsbriefen?

Dragica Stojkovic, Andreas Frei und Marc Walter

Wer sich entschliesst, seinem Leben aus eigener Hand ein Ende zu setzen, trifft einen Entschluss von äusserster Tragweite. Viele Menschen, die eine solche Entscheidung treffen, wollen eine Nachricht hinterlassen. Es geht um eine letzte Botschaft, ein letztes Zeichen. Sie stellen sich der Herausforderung, vor ihrem aktiv herbeigeführten Tod einen Brief, ein Schreiben, eine Notiz zu verfassen, mit der sie sich mit Worten vom Leben verabschieden.

Briefe als Gattung enthalten einen Text mit persönlicher Mitteilung, der sich zwischen Anrede und Schlussformulierungen in Form von Abschiedsgrüssen befindet. Diese Struktur halten Abschiedsbriefschreibende in der Regel ein – wenn etwas ausgelassen wird, handelt es sich meist um die Anrede. Mit einer Anrede markiert der Schreibende, dass sein Schreiben an jemanden gerichtet ist, der in diesem Moment faktisch nicht bei ihm ist. Fehlt diese Anrede, löst dies verschiedene Spekulationen aus: Wollte der Schreibende den Brief an die Allgemeinheit richten? Oder den impliziten Adressaten durch Missachtung einer Regel, die auch als Höflichkeit gilt, kränken? Wollte er vielleicht vermeiden, dass ihm der Adressat und Erinnerungen an ihn innerlich erscheinen, die ihn der Einsamkeit des Schreibens berauben könnten? Wir können es nicht wissen.

Der Hauptteil des Briefes zeigt sich in verschiedenen Variationen: Nebst den Standardformulierungen der Sterbehilfeorganisationen Dignitas und Exit sowie unpersönlich gehaltenen Anweisungen zum letzten Willen und Erbschaftsregelungen, gibt es auch persönlich formulierte Nachrichten, die auch eine Anrede umfassen. Forschung zu Abschiedsbriefen zeigt (z. B. Jacobs, 1982; McClelland et al., 2000; Sanger & Veach, 2008), dass Menschen mit ihren letzten Worten am häufigsten die Möglichkeit ergreifen, die Verteilung ihres Hab und Guts sowie die Gestaltung ihrer Bestattung mit Forderungen zu steuern. Darüber hinaus nutzen sie ihre letzte Nachricht für Erklärungen und Rechtfertigungen ihrer Selbsttötung. Dies tun sie im Rahmen eines Briefes, der an bedeutende andere oder die Allgemeinheit gerichtet ist – sie rechtfertigen und erklären sich also in einer Beziehung, die sie mit Hilfe ihrer Worte aktiv steuern und, wie wir hier zeigen werden, *wunschgemäss* gestalten können.

Abschiedswünsche stehen am Ende eines Briefes und im Fall der Selbsttötung fast am Ende eines Lebens. Ihnen kommt für die Beziehungsgestaltung grosse Bedeutung zu. Dem Schreibenden mögen, je nach Wunsch, Segensformulierungen wie „Leb wohl“ oder

Verfluchungen wie „Zur Hölle mit Euch“ vorschweben. In beiden Fällen positioniert sich der Schreibende als mächtig genug, den Adressierten etwas mitgeben zu können, das ihnen das Weiterleben erleichtern oder erschweren wird.

Was der Feder entspringt, wird während des Schreibens gleich dreifach affiziert: (1) durch die Beziehung des Autors zum Adressaten, dessen imaginierte Reaktion auf den Abschiedsbrief und die darauf folgende Tat (die Selbsttötung) sowie das Bedürfnis, diese Reaktion zu modellieren; (2) durch die Gestalt des Briefs und sozialen Regeln des Abschieds; (3) durch die Unumgänglichkeit, dass der Schreibende sich an tradiertem Sprachmaterial bedienen muss, um mitzuteilen, was ihm am Herzen liegt. Die Herausforderung dabei ist, sich Worte so anzueignen, dass sie das Gewünschte oder Beabsichtigte – sowohl in Bezug auf sich, als auch in Bezug auf andere – bewirken.

Anhand der Worte „Wunsch“ bzw. „Wünschen“ sowie deren psychologischen Konzepten soll im vorliegenden Artikel zweierlei dargelegt werden: Was Suizidenten sich in ihren letzten Stunden wünschen und wie sie dies verbalisieren. Daraufhin folgen allgemeinere Überlegungen zur Bedeutung des Briefes und darin enthaltener Wünsche im Kontext des Todes.

## **Über das Wünschen**

Je nach theoretischer Ausrichtung werden Wünsche als potenziell handlungsinizierende Akte oder aber als kompensatorische Abhilfen bei verunmöglichter Handlung verstanden. Ersteres ist bei motivationspsychologischer Fassung des Wunsches der Fall, während Letzteres für Freuds Wunschkonzept von zentraler Bedeutung ist. Wir werden in Folgendem die beiden Richtungen näher betrachten und sie auf ihre Fruchtbarkeit für die Beleuchtung von Wünschen in Abschiedsbriefen befragen.

## **Der Wunsch in der Motivationspsychologie**

Wünsche entsprechen in der Motivationspsychologie, insbesondere im Rahmen von Handlungstheorien, „Protozielen“ (Eisermann, 2002), die zu Zielen mit handlungsinizierendem Charakter umgewandelt werden können. In frühen Modellen der Motivationspsychologie wird der Wunsch nicht explizit genannt (vgl. Rink, 1998). Im *Rubikonmodell der Handlungsphasen* (Heckhausen, Gollwitzer, & Weinert, 1987) erscheint er dann „als möglicher Ausgangspunkt für das Abwägen, Entscheiden und konkrete Handeln“ (Rink, 1998). Denkbare Quellen von Wunschfantasien sind Interessen, Motive, Werte und Einstellungen einer Person (Gollwitzer, 1991). Beim Rubikonmodell handelt es sich um ein vierstufiges Phasenmodell, das die

Entstehung und Durchführung von Handlung erklärt. Am Anfang stehen Wünsche, die in eine wunschbezogene Phase des Abwägens (1, Vorentscheidungsphase) münden. Abgewägt wird die Valenz eines Wunsches und dessen Realisierbarkeit – ein Prozess, der Präferenzbildungen erfordert, da nicht alle Wünsche realisierbar sind, nicht zuletzt deshalb, weil sie oft untereinander konkurrieren (vgl. Rink, 1998; Achtziger & Gollwitzer, 2009). In der ersten Phase initiieren Wünsche noch keine Handlungen, denn um tätig zu werden, bedarf es der Überschreitung des „Rubikon“. Was einst die Grenze von Gallien nach Italien bildete, markiert hier den Wechsel von der Wunschwelt hin zum Wollen, beziehungsweise hin zur Realität – namentlich in die Umsetzungsphase des Planens (2, Entscheidungsphase). Auf diese folgt der Durchführungsprozess (3, Handlungsphase), der nach Vollendung der Handlung abschliessend bewertet wird (4, Bewertungsphase). Zusätzlich zur Handlungsevaluation folgt ein Ausblick auf weitere Handlungsfolgen (4, Bewertungsphase).

Wie wichtig die Kenntnis der möglichst genauen Formulierung eines Wunsches ist, um die darauf folgenden Geschehnisse verstehen zu können, zeigt Heckhausens (1963) Theorie der Erfolgs- und Misserfolgsmotivation (zur Bedeutung genauer Wunschformulierungen vgl. auch Moser, 1998). Man stelle sich zwei Manager vor, die beide ein hohes Leistungsmotiv aufweisen. Der eine lanciert viele Projekte, nimmt Risiken in Kauf und wird von der Hoffnung getragen, dass seine Bemühungen erfolgreich sein werden. Der andere wird ständig von der Sorge geplagt, etwas könnte schief laufen und scheut sich deswegen, grosse Projekte in Angriff zu nehmen. Kann man deswegen behaupten, Letzterer hege den Wunsch nach Erfolg, aber er schaffe es nicht, den „Rubikon“ zu überschreiten, da er von Angst gehemmt sei? Die Theorie der Erfolgs- und Misserfolgsmotivation legt nahe, derartiges Fragen – zumindest in einem ersten Schritt – zu verneinen und implizite Unterstellungen zu unterlassen. Denn während der risikofreudigere Manager erfolgsmotiviert ist, weist der scheinbar Gehemmte eine Misserfolgsmotivierung auf: Der Wunsch nach Erfolg steht dem Wunsch, keinen Misserfolg zu haben, entgegen. Ob der Misserfolgsmotivierte „unbewusst“ eigentlich auch den Wunsch nach Erfolg hegt, müsste zuerst geprüft werden, bevor ihm Hemmung oder Ängstlichkeit unterstellt werden. Denn: Bezüglich seinem Wunsch, Misserfolg zu vermeiden, überschreitet er den „Rubikon“ allemal.

Während sich die obigen Ausführungen für die Entscheidung, Suizid als akzeptable Lösung anzunehmen und dessen Vollzug vorzubereiten, als fruchtbar erweisen, wird man beim Versuch, die motivationspsychologischen Überlegungen zum Wünschen auf Wunschäusserungen in Abschiedsbriefen anzuwenden, mit einem grundlegenden Problem konfrontiert, dass die Briefe als Vorbereitung auf den anstehenden Suizid verfasst wurden:



Abschiedsbriefverfasser können demnach nicht im Sinne einer Handlungsvorbereitung wünschen, da die Konsequenz eines Suizids absolute Handlungsunmöglichkeit ist. Sie haben, einmal entschlossen, ihrem Leben ein Ende zu setzen, keinen Grund mehr, den Rubikon zu überschreiten und die Umsetzung ihrer Wünsche zu wollen und herbeizuführen (die Ausführung des Wunsches, sich das Leben zu nehmen, ist davon selbstverständlich ausgeklammert). Weil die phänomenologische Analyse des Wünschens und möglicher Wunschinhalte kein Forschungsgebiet der Motivationspsychologie ist (vgl. Rink, 1998), eignet sie sich entsprechend wenig für die Erforschung der Wünsche in Abschiedsbriefen. Sie trägt aber zum Verständnis von Forderungen in Form von Anweisungen oder Bitten, wie sie in Abschiedsbriefen sehr oft anzutreffen sind, bei. Denn Forderungen dienen nicht der mentalen Ausgestaltung des Gewünschten, sondern der Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, dass die Hinterbliebenen das Gewünschte umsetzen, den „Rubikon“ für den Suizidenten überschreiten werden, wenn er selbst es nicht mehr kann.

## **Der Wunsch in der Psychoanalyse**

Laplanche und Pontalis (1973) bieten eine knappe, aber äusserst dichte Zusammenfassung des Freud'schen Wunschkonzepts. Ursprung des Wunsches ist die Situation des hungrigen Säuglings, der auf die stillende Mutter warten muss. Durch die immer wieder einsetzende Erfahrung des Gestillt-Werdens produziert der Säugling drei „Wahrnehmungsbilder“ (Freud 1900): (1) Unlust, die durch ein Körperbedürfnis entsteht (Hunger), (2) ein fremdes Objekt (Mutter), das zur Hilfe kommt und (3) eine Handlung am Säugling durchführt, welche die Unlust mindert und zu einem Befriedigungserlebnis führt (Stillen). Die Leistung eines Wunsches besteht darin, dass die drei Elemente assoziativ zu einer ersten psychischen Struktur: einem Erinnerungssystem verknüpft werden (Schmidt-Hellerau, 2003, S. 107). Die Intention des Wunsches ist, Lust zu generieren und Unlust ein Ende zu setzen, was durch die assoziative Verknüpfung des Erinnerungsbildes von „Hunger“ und des hinzukommenden Objekts, das eine spezifische Handlung vollzieht, deren Konsequenz Wohlbefinden ist, geschieht. Bei erneutem Auftreten von Hunger kann der Säugling die Erinnerungsspur des „Befriedigungserlebnisses“ (des Gestillt-Werdens) wiederbeleben: Halluzinatorische Reproduktion des Erinnerungsbildes der Befriedigungswahrnehmung, sprich: Wunscherfüllung, tritt ein. Wunscherfüllung qua „Halluzination“ (z. B. nächtlicher Traum) ist eine von zwei Formen mentaler Unlustminderung. Die andere ist die „Vorstellung“ wunscherfüllender Szenarien (z. B. Fantasietätigkeit in Form von Tagträumereien, antizipierende mentale Aktivität in Form der Vorfriede).

Der Wunsch ist in der psychoanalytischen Theorie eng an den Traum und Freuds Diktum, der Traum sei eine Wunscherfüllung (1900), geknüpft. Analog dazu werden später Symptome als Kompromissbildungen mit wunscherfüllendem Charakter definiert. Von Kompromiss ist hier insofern die Rede, als der Wunsch einen Pol – der andere ist die Angst – des dynamischen Abwehrkonflikts bildet. Zentral ist dabei die Annahme, dass unbewusste Wünsche nach ihrer Erfüllung streben, dass „das Unbewusste kein anderes Ziel seiner Arbeit als Wunscherfüllung [kennt]“ (Freud, 1900, S. 574). In anderen Worten: Das Lustprinzip (Minderung von Unlust, Steigerung von Lust) ist Herr jeglicher unbewusster Tätigkeit. Dies geschieht im Modus des sogenannten Primärprozesses – einer „Logik“, die weder Regeln von Raum und Zeit noch sonstige Ordnungen rationaler Vernunft befolgt.

Den Wunsch empirisch von der Wunscherfüllung zu trennen, ist dabei ein Ding der Unmöglichkeit: „Die Darstellung eines Wunsches ist, eo ipso, die Darstellung seiner Erfüllung“ (Wittgenstein, 1989, S. 32). Sobald gewünscht wird, setzen mentale Vorgänge ein, die das Erwünschte bildlich inszenieren. Auch wenn dem Individuum bewusst ist, dass es sich um eine Vorstellung handelt, die keinen direkten Einfluss auf die Ist-Soll-Bilanz in der Realität hat, so führt sie doch zu Genuss und kurzweiliger Stimmungserhellung. Der Wunsch ist ein theoretisches Konzept, etwas, das so direkt nicht beobachtbar ist, da jeder Wunschausdruck die Nivellierung – zumindest im Geiste – der Diskrepanz zwischen dem was ist und dem, was man sich wünscht, nach sich zieht. Der Wunsch ist eine treibende Kraft des Genusses, mehr noch: Er stellt die erste psychische Tätigkeit eines Menschen dar und bleibt auch in Zukunft Ursprung jeglicher psychischer Aktivität (Freud, 1900).

Wir haben gesehen, dass der Wunsch in der Motivationspsychologie auf Handlungsergebnisse in der „externen“ Welt hin untersucht wird, während er in der Psychoanalyse ein Phänomen darstellt, das primär auf intrapsychische (Regulations-)Mechanismen, also die „interne“ Welt eines Menschen, ausgerichtet ist. In beiden Fällen ist der Wunsch intentional, jedoch unterscheiden sich die Wunschkonzepte bei Einbezug der Absicht wesensmässig: Der psychoanalytische Wunschbegriff ist strikt von Planungsvorgängen des Alltagslebens abgetrennt (vgl. Boothe, 1999). In der Motivationspsychologie hingegen ist er ein Initiator von Planungsvorgängen, die – je nach Bedeutung und Realisierbarkeit – zu Handlungen führen und dem Menschen nicht nur mentalen Kraftaufwand abverlangen. Die Konsequenz daraus ist, dass sich die Wunscherfüllung gemäss psychoanalytischem Denken in mentaler Aktivität erschöpfen kann (Symptome hingegen mögen körperlichen Kraftaufwand verlangen), während die Wunscherfüllung in der Motivationspsychologie nur in Form von Erreichung bestimmter Ziele, die im alltäglichen Kontext verfolgt werden, möglich ist. In letzterem Falle stellt die

Wunscherfüllung ein Supplement von erfolgreicher Zielbewältigung dar. Fantasien mit wunscherfüllendem Charakter sind dabei nicht ausgeschlossen, doch kommt ihnen ein anspornender, antizipatorischer Charakter zu, um die Wunscherfüllung in der Realität anzustreben. Dies bedeutet, dass die Psychologie wunscherfüllende Fantasien zweierlei Arten kennt: Solche, die sich selbst genügen und solche, die erwünschte Zustände antizipieren und dadurch die Person zu Handlungen zwecks Zielerreichung motivieren. Wieso Abschiedsbriefe eine Art Schwelle zwischen diesen beiden Wunschkonzepten bilden, wird später dargelegt werden.

## **Die Sprache des Wünschens**

Wünschen ist – vor allem anderen – Fantasietätigkeit. Forum für solche Fantasieproduktion bildet im Falle der für uns relevanten Wunschbekundungen der Brief. Dafür verwendet er tradiertes Sprachmaterial, womit sich ein Wechsel vom Wunsch als Konzept zum „Wunsch“ als Wort vollzieht. Als Wort und Teil der Sprache unterliegt das Wort „Wunsch“ anderen Regeln als in psychologischen Konzepten.

Während die Wunschfantasien einer erwachsenen Person in der psychoanalytischen Theorie nicht zwingend reale andere brauchen, sind Wünsche in Abschiedsbriefen sprachliche Wunschkonkretisierung, die nebst intrapsychischer Regulation immer auch beziehungsregulativ und zielfördernd wirken, weil sie an andere gerichtet sind und von anderen gelesen werden. Dabei spielt der Wunsch als Höflichkeitspraxis eine wichtige Rolle: Ein Wunsch regt Hinterbliebene eher dazu an, das Gewünschte zu verwirklichen, als Befehle. Besonders ausgeprägt zeigt sich diese Wirkung, wenn Wünsche im Konjunktiv verfasst sind: „Mein grösster Wunsch wäre, dass ihr einander näher kommt“ hinterlässt einen ganz anderen Eindruck als die Aussage „Versöhnt euch endlich wieder!“.

Mit der sprachlichen Äusserung – ganz besonders, wenn sie im Dienste der Kommunikation einer moralisch und sozial prekären Entscheidung, wie sie Suizid noch immer ist, steht – kommt Rhetorik mit ins Spiel. Wünsche aus Abschiedsbriefen begegnen ihren Lesern als Worte, die im Rahmen einer rhetorischen Inszenierung mit bestimmter Wirkungsabsicht an andere gerichtet sind. Dies schliesst nicht aus, dass die zu Blatt gebrachten Wünsche sich auch auf ihren Autor auswirken, doch beschränkt sich ihre Wirkung und ihr Entstehungsgrund nicht auf ihn.

## Wünsche in Abschiedsbriefen

Angeichts der Tatsache, dass hier Abschiedsbriefe von Menschen, die sich das Leben genommen haben, untersucht werden, kann der Todestrieb nicht unerwähnt bleiben. Freud (1920) hat im Text *Jenseits des Lustprinzips* den Todestrieb eingeführt, dessen Telos die Rückführung des Lebens in einen anorganischen, spannungsfreien Zustand ist. Die Idee des Todestribs ist umstritten und wird von einem Grossteil der analytischen Gemeinschaft nicht anerkannt (Gerisch, 2012). Einer von wenigen Psychoanalytikern, welche den Todestrieb nicht nur angenommen, sondern auch weiterentwickelt haben, ist Karl Menninger. Er hat unter anderem eine Wunschtriade entwickelt und mit ihr drei Motive für Suizid benannt: Den Wunsch zu sterben (Todestrieb), den Wunsch getötet zu werden (Selbstdestruktion) und den Wunsch zu töten (Aggression) (Menninger, 1933). Diese drei Wünsche, die gemäss Menninger bei jedem vollzogenen Suizid verschiedentlich stark vorhanden sind, haben im Rahmen der Suche nach Suizidmotiven die Abschiedsbriefforschung über fast vierzig Jahre lang beschäftigt (z. B. Lester & Hummel, 1980; Lester, 1989; Leenaars, Lester, & Yang, 1992; Leenaars, Lester, & Heim, 1996).

Wir werden uns Menningers Wunschtriade (auch anderen Wünschen, die sich auf „Intrapsychische“ Suizidmotive beziehen) im Rahmen der Analyse von Abschiedsbriefen aus folgenden Gründen nicht annehmen: Erstens sind Abschiedsbriefe in Beziehungen eingebettet und erlauben deswegen keinen Rückschluss darauf, ob die Person das, was im Brief steht, tatsächlich so erlebt und gedacht oder aus Gründen der Beziehungs- und Schuldregulation oder auch sprachlichen Grenzen etwas konstruiert hat, das eine andere Funktion als direkte Übermittlung von Suizidmotiven erfüllt. Dass Briefe von Suizidenten, die mehrere Abschiedsbriefe hinterlassen, beträchtliche inhaltliche und argumentative Unterschiede aufweisen, muss als Indiz genommen werden, dass Rückschlüsse des Briefinhalts auf die Suizidmotive des Briefautors nicht aussichtsreich sind (McClelland et al., 2000; Shapero & Blackwell, 2012). Menningers Gewichtung des Suizids als wunscherfüllenden Akt ist für den vorliegenden Artikel trotzdem von hoher Bedeutung: Wir nehmen mit Bezug auf die Wunschtriade an, dass ein Suizident während des Schreibens ein Sprachprodukt mit wunscherfüllender Aura schafft, also einen Brief, der im Dienst der ersehnten Zielerreichung – dem anschliessenden Suizid – steht. Auch empirisch konnte gezeigt werden, dass Suizidenten kurz vor Suizid eine Stimmungserhellung erfahren (Keith-Spiegel, & Spiegel, 1967; Lester, 2010).

Mit folgenden Kurzanalysen soll gezeigt werden, inwiefern Wunsch und Wunscherfüllung im Abschiedsbrief eines Suizidenten präsent sind. Dafür wird auf die Aussage zurückgegriffen, der

Abschiedsbrief sei ein Schwellenprodukt zwischen dem Wunschkonzept der Psychoanalyse und jenem, der Motivationspsychologie. Mit Bezug auf Menninger (1933) wird die Selbsttötung als eine wunscherfüllende Inszenierung auf Handlungsebene definiert, die Wunscherfüllung radikal und *in concreto* zur Darstellung bringt. Der eigentliche Suizid ist demnach ein Ziel und die Wunscherfüllung ein Zielsurplus – beides kann nur durch Übertritt des „Rubikons“ erreicht werden. Die Selbsttötung muss also durch Handlung initiiert werden und diese Handlung benötigt Planungsarbeit, so dass der Suizid wie gewünscht vorbereitet und vollzogen werden kann. Teil der Vorbereitung und des Planes ist bei Abschiedsbriefverfassern das Schreiben einer letzten Nachricht. Dieser Schreibakt steht im Dienst der Zielerreichung. Wunscharbeit während dem Schreiben vollzieht sich mental und nimmt wünschbare Zustände so vorweg, dass das Ziel, der eigene Tod, leichter erreicht werden kann.

Wünsche in Abschiedsbriefen befinden sich demnach im Bereich des Mentalen und nicht des Handelns. Wir werden uns bei der Darstellung der Effekte dieser Wunscharbeit auf explizite Wunschnennungen beschränken. Das heisst, dass nur jenen Sätzen Beachtung geschenkt wird, die tatsächlich das Wort „wünschen“ beziehungsweise „Wusch“ enthalten. Dies, weil sich beim Versuch, implizite Wünsche zu untersuchen, ein gravierendes Problem zeigt: Allzu schnell wird in den Brief hineingelesen, was so nicht formuliert wird. Nehmen wir den Wunsch, es möge ein Leben nach dem Tod geben, das den Kontakt zu nahestehenden Person weiterhin oder wieder ermöglichen könnte. Dem käme folgendes, aus einem Abschiedsbrief stammendes, Beispiel recht nahe: „Ich habe dich ganz fest gerne und hoffe, dich bald wieder bei mir zu haben. Dein Sohn \*\*\*.“ Oder: „Ich weiss, dass ich gemäss Bibel etwas gemacht habe, was ich nicht tun sollte. Aber ob in der Hölle der Erde, oder Hölle in der richtigen Hölle, kommt wohl nicht so drauf an. Du wirst früher oder später wieder bei mir auftauchen.“ Recht nahe ist jedoch nicht genug. Es ist in hohem Masse zweifelhaft, ob eine Hoffnung die gleiche Auswirkung wie ein Wunschakt hat. Und gerade am zweiten Beispiel zeigt sich deutlich, wie schwierig die Interpretation impliziter Wünsche ausfällt: Ist das Beispiel eine Wunscherfüllung eines bösen Wunsches in Form der Verfluchung (Du wirst mir in die Hölle folgen!) oder bekundet sich hier – zwischen den Zeilen gleichsam – der implizite Wunsch, ein Blick auf das Verhalten der Mutter, das (wie der Rest des Briefes nahelegt) für den Suizid verantwortlich ist, möge den Freitod verständlich machen, gar entschuldigen?

Tabelle 1: Wunschkategorien in Abschiedsbriefbriefen

**Bestattungswünsche**

**Wünsche an andere**

**Abschiedswünsche**

**Wunschedeutungen**

[1] mein Abgang

ich wünsche

- keine Abdankung

- keine Beerdigung

- kein Todesinserat

- keine Trauerfeier

meine Entsorgung

ich wünsche

- Verbrennung

- kein persönliches Grab!

[2] Ich wünsche keine Beerdigung und vor allem keine katholische Abdankung usw. Ich möchte kremiert werden und meine Asche kann im \*see, bei meinem Sitzplatz in \*[Ortschaft] oder über die Kanalisation entsorgt werden.

[3] Ich wünsche keine Beerdigung und keine Abdankung ich hoffe, dass mir dieser Wunsch erfüllt wird.

[4] Ich hab noch einen Wunsch.

Ruf bitte im \*Laden an und sag, dass ich mich umgebracht habe.

[5] Letzter Wunsch von mir: Meine Leiche bitte sofort verbrennen.

[6] Mein innigster und letzter Wunsch ist, dass ich kremiert werde. Bitte erfüllt mir diesen Wunsch, und er muss unbedingt eingehalten werden.

[7] Mein letzter Wunsch ist es verbrannt zu werden und dass meine Asche danach bei meinem geliebten \*[Name] in \*[Ortschaft] in das fließende Gewässer bei der kleinen Brücke (\*[Name] weiss wo) verstreut wird!

[8] Ich wünsche mir für die Abdankung, dass die Stücke *Brothers in Arms* von Dire Straits und *Camapri Soda* von Stefan Eicher gespielt werden (\*[Name] hat die CD).

[9] Mein grösster Wunsch wäre, dass ihr einander näher kommt.

[10] Mein einziger Wunsch ist, dass die Menschen Die mich zu Unrecht belastet haben Dass diese hin stehen und die Wahrheit bekennen.

Ich habe keine Schuld!

[11] PS: Ich befinde mich tot in der Passage. Geht rasch zur Tagesordnung über, das wünsche ich.

[12/2] Ich wünsche euch allen alles alles Gute, Glück und Gesundheit und viel Erfolg.

[13/1] Nun wünsche ich Dir von Herzen für Deine Zukunft nur Schönes und für Deine Herzlichkeit ein Glückliche sein lebe wohl und behalte mich, obwohl ich Dir soviel Unglück brachte, ein bisschen auch in guter Erinnerung

[14] Ich wünsche Euch allen sehr bald wieder ein frohes Leben!

[15] Darum wünsche ich Dir alles Gute und viel Glück für die Zukunft.

[16] Ich wünsche meinem Sohn, meinen Verwandten und Freunden das Allerbeste. Farewell.

[17] Ich wünsche dir alles Gute und vielleicht sehen wir uns in einer anderen Lage und haben dann eine Chance.

[18] Ich wünsche Euch Allen ein besseres Leben ohne mich.

[19] Zu viele Wünsche und Sehnsüchte die hier nie befriedigt werden können.

## **Explizite Wünsche in Abschiedsbriefen**

Ein Datensatz von 61 Abschiedsbriefen, die im Kanton Luzern in den Jahren 2002 bis 2006 geschrieben wurden, wurde auf die Wörter „Wunsch“, „Wünsche“, und „wünschen“ durchsucht. In 18 Briefen wurden die gesuchten Wörter gefunden: Die entsprechenden Sätze wurden zu vier identifizierten Kategorien (Bestattungswünsche, Wünsche an andere, Abschiedswünsche, Wunschandeutungen) zugeteilt und finden sich in Tabelle 1 aufgeführt.

### **Bestattungswünsche:**

Die Ausschnitte aus Abschiedsbriefen, deren Wunschinhalt sich auf die Abdankung des Suizidenten bezieht, unterscheiden sich von den Briefausschnitten der anderen Wunschkategorien durch zwei Merkmale: (1) durch insgesamt häufigeres Auftreten und (2) durch die konkrete Nennung von Namen und Ortschaften.

Weil Suizidenten wissen, dass sie beigesetzt werden müssen, begnügen sich die meisten nicht mit Wünschen, sondern knüpfen das Gewünschte an Forderungen in Form von Bitten, Hoffnungsbekundungen und genauen Anweisungen, welche an die Umsetzung des Gewünschten mahnen sollen, zum Zeitpunkt, zu dem sie es persönlich nicht mehr ausführen können. Besonders deutlich wird dies in Briefausschnitt sechs: „Mein innigster und letzter Wunsch ist, dass ich kremiert werde. Bitte erfüllt mir diesen Wunsch, und er muss unbedingt eingehalten werden.“ Dasselbe Muster kann in den Ausschnitten drei, vier und fünf beobachtet werden.

Die ersten drei Abschiedsbriefsequenzen fallen zudem durch Negationen auf.

#### „mein Abgang

ich wünsche

- keine Abdankung
- keine Beerdigung
- kein Todesinserat
- keine Trauerfeier

#### meine Entsorgung

ich wünsche

- Verbrennung
- kein persönliches Grab!“



Der Autor dieser Zeilen lässt die Leserinnen und Leser seines Briefes wissen, dass er per Kremation „entsorgt“ werden will. Eine „Entsorgung“ würden dann die Hinterbliebenen als aktiv Handelnde inszenieren, während die Ich-Instanz des Briefes passiv bleibt und beseitigt wird. Die einzig nicht verneinte Nennung ist die Verbrennung, doch auch diese wird im Rahmen der eigenen „Entsorgung“ gewünscht. Die Verneinung ist hier insofern interessant, als sie imaginativ all das erscheinen lässt, was manifest nicht gewünscht wird. Es wird demnach gewünscht, dass die Asche ohne Abdankung, ohne Beerdigung, ohne Todesinserat und ohne Trauerfeier und nicht in ein persönliches Grab „entsorgt“ wird. Eine Wunschszenerie, die den Bedürfnissen und Wünschen der Hinterbliebenen mit grosser Wahrscheinlichkeit diametral entgegensteht. Insofern wünscht der Autor dieser Zeilen sich womöglich nicht nur passiv beseitigt zu werden, sondern auch, dass die ihn Beseitigenden dabei leiden werden.

„Ich wünsche keine Beerdigung und vor allem keine katholische Abdankung usw. Ich möchte kremiert werden und meine Asche kann im \*see, bei meinem Sitzplatz in \*[Ortschaft] oder über die Kanalisation entsorgt werden.“

Im Gegensatz zu Beispiel eins gibt der Autor dieser Zeilen nach zweifacher Verneinung eine detaillierte Anweisung bezüglich dessen, was er möchte. Dabei vollzieht sich ein Sprung vom Wünschen hin zum Fordern. Auffällig ist, dass sich beide Autoren als „Entsorgungsmaterial“ inszenieren.

Nur die Beispiele sieben und acht lassen konkrete, positiv formulierte Wünsche unter Verzicht auf Forderungen stehen.

### **Wünsche an andere:**

Diese Kategorie enthält Wünsche des Brief-Ichs, deren faktische Erfüllung Handlung anderer bedürfte.

„Mein grösster Wunsch wäre, dass ihr einander näher kommt.“

Hier schreibt eine Mutter an ihre Tochter, dass ihr grösster Wunsch wäre, wenn Schwester und Bruder sich näher kommen würden. Es ist, wie bereits weiter oben angeführt, ein Wunsch, der im Konjunktiv formuliert ist. Er begegnet dem Leser höflich, vorsichtig und forderungslos ohne an Bedeutung zu verlieren. Denn durch die Verwendung eines Superlativs („grösster“) macht er deutlich, dass es für das Ich, wie es uns im Brief begegnet, äusserst bedeutsam ist. Die Mutter fordert nicht – sie stellt ihren Wunsch sprachlich aber bereits als erfüllt dar: Die Rede ist von „näher“ und Tochter und Sohn sind im Personalpronomen „ihr“ bereits vereint. So kann die

Mutter sprachlich inszenieren, was sie – auch wenn es einträte – nicht mehr erleben kann. Und gleichzeitig macht der Text der Tochter vor, was von ihr gewünscht wird.

„Mein einziger Wunsch ist, dass die Menschen  
Die mich zu Unrecht belastet haben  
Dass diese hin stehen und die Wahrheit bekennen.  
Ich habe keine Schuld!“

Die folgenden Zeilen führen im Duktus des Wünschens vor, was die Abschiedsbriefforschung mehrfach hervorgehoben hat: Abschiedsbriefe sind Foren von Schuldregulation. Diese Abschiedsbriefsequenz führt eine Wunschszenerie vor, in der jene, die den Autor obigen Briefes zu Unrecht belastet haben sollen, „hin stehen und die Wahrheit bekennen“ – ihn also von Schuld freisprechen. Die Imagination reicht aber nicht aus und es folgt die Freisprache aus eigener Hand: „Ich habe keine Schuld!“ Dies ist der letzte Satz des Abschiedsbriefes, womit der Übergang vom Wunsch zur Bekenntnis dafür gesorgt hat, dass der Brief nicht mit den Worten „Wahrheit bekennen“ endet, sondern mit dem Wort „Schuld“. Letzteres konnte dadurch nicht – wie eigentlich gewünscht – erledigt werden, sondern wird zu dem, was am Ende stehen bleibt: Schuld.

„PS: Ich befinde mich tot in der Passage. Geht rasch zur Tagesordnung über, das wünsche ich.“

Hier sehen wir auf einer Zeile drei verschiedene Äusserungsformen: Zuerst wird informiert, dann wird angewiesen und zuletzt wird die Anweisung als Wunsch deklariert. Es ist die einzige Stelle, bei der nicht zuerst ein Wunsch steht, der dann als Anweisung (re)formuliert wird, sondern die umgekehrte Richtung eingeschlagen wird, so dass die rhetorische Kraft des Wunsches zur vollen Wirkung gelangt.

### **Abschiedswünsche:**

In dieser Kategorie sind alle Wünsche zusammengetragen, die Hinterbliebene segnen, sie also mit guten Wünschen verabschieden.

„Ich wünsche euch allen alles alles Gute, Glück und Gesundheit und viel Erfolg.“

„Darum wünsche ich Dir alles Gute und viel Glück für die Zukunft.“

„Ich wünsche meinem Sohn, meinen Verwandten und Freunden das Allerbeste. Farewell.“

In den drei obigen Beispielen wird ersichtlich, dass Suizidenten den Abschiedsbrief dazu nutzen, jenen, die sie überleben, zum Abschied eine Zukunft mit Zuversicht zu wünschen.

„Ich wünsche Euch allen sehr bald wieder ein frohes Leben!“

In den Beispielen kommt zu den guten Wünschen auch ein Zeithorizont hinzu: es soll nicht zu lange getrauert werden, so dass sich „sehr bald wieder ein frohes Leben“ einstellen kann.

Andere Suizidenten ergänzen die guten Wünsche, die sie nahestehenden Menschen mitgeben, durch Äusserungen, in denen mögliche Varianten der Beziehungsfortsetzung nach dem Tod Erwähnung finden.

„Nun wünsche ich Dir von Herzen für Deine Zukunft nur Schönes und für Deine Herzlichkeit ein Glücklichein leb wohl und behalte mich, obwohl ich Dir soviel Unglück brachte, ein bisschen auch in guter Erinnerung.“

Nach „Segnung“ des Adressaten beobachten wir in diesem Brief eine anschliessende Forderung: Die angeschriebene Person soll den Suizidenten in Erinnerung behalten. Sie soll also nicht gänzlich ohne ihn, der ihr „soviel Unglück brachte“ ein „Glücklichsein“ geniessen. Der Suizident möchte der Hinterbliebenen in guter Erinnerung lebendig erhalten bleiben – als jemand, der ihr (zumindest am Ende seines Lebens) eigentlich nur Glück gewünscht hat.

„Ich wünsche dir alles Gute und vielleicht sehen wir uns in einer anderen Lage und haben dann eine Chance.“

Anders gestaltet sich der Beziehungsentwurf in obigem Beispiel: Ein Wiedersehen mit besserer Ausgangsbedingungen wird zögerlich („vielleicht“) in Aussicht gesetzt und vage in „einer anderen Lage“ situiert.

„Ich wünsche Euch Allen ein besseres Leben ohne mich.“

Hier ist die skizzierte Beziehung nach dem Tod des Suizidenten Bestandteil dessen, was den Hinterbliebenen mitgegeben wird: Der Wunsch für ein besseres Leben ohne ihn. Indem sich der Autor des Briefes das Leben nimmt, erfüllt er die Teilbedingung „ohne mich“ faktisch und stellt seinen Suizid in den Dienst eines besseren Lebens derer, die er hinterlässt.

## **Wunschandeutungen:**

„Zu viele Wünsche und Sehnsüchte die hier nie befriedigt werden können.“

Wo ein „Hier“ genannt ist, drängt sich die Frage nach einem „wo“ auf. Der Satz lässt den Lesenden fantasieren: Erscheint der Ich-Instanz des Briefes das, was es nach dem Tod erwartet, als eine Verheissung? Ein Ort, der wunscherfüllender sein wird? Und der Suizid als Übertritt aus einer versagenden in eine erfüllende Welt? Es ist wahrscheinlich, aber abschliessend nicht bestimmbar, dass hier der Wunsch nach einer wunscherfüllenden Welt angedeutet ist. Dabei ist interessant, dass dieser Satz einem Brief entnommen ist, dessen Hauptanliegen ist, dafür zu sorgen, dass eine „Abschiedsfeier“, genau so, wie sie der Briefautor will, zustande kommen kann. Genaue Angaben zu Vorgehen, Ort, Musik, und Gegenstand der Kollekte sind dem Brief zu entnehmen, so dass die Wunscherfüllung in eben diesem „Hier“, das der Autor des Briefes durch Selbsttötung verlässt, ermöglicht wird – aber ohne ihn.

## **Was Wünsche in Abschiedsbriefen machen**

Wunschkundungen in Abschiedsbriefen regulieren Beziehungen. Einerseits dient dies in erster Linie dem Befinden der suizidalen Person. Es wird so geschrieben, dass die reale Erfüllung des im Abschiedsbrief Gewünschten durch Hinterbliebene ermöglicht wird. Dies ist der Fall, weil Wunschkundungen – im Gegensatz zu Befehlen, Vorwürfen oder dringlichen Bitten – im Dienste von Höflichkeitspraxen stehen. Wo es an Vertrauen mangelt, dass die eigenen Wünsche von Hinterbliebenen erfüllt werden, kann mit Bitten, Befehlen etc. nachgedoppelt werden.

Andererseits gibt es auch Wünsche, die (zumindest auf den ersten Blick) primär Gaben an die Hinterbliebenen darstellen. Durch gute oder böse Wünsche kann ein Suizident Hinterbliebene zum Abschied segnen oder verfluchen, er kann eine Wirkung hinterlassen, die ihn überlebt: Sei es ein bleibender Eindruck des Briefautors als mächtige oder liebens- und vertrauenswürdige Person, sei es ein Trost für Zeiten, in denen der Suizident ihn nicht mehr selbst bieten kann. Letzteres wirkt wohltuend, weil es schuldentlastend ist. Eine Person kann mit Hilfe eines Abschiedsbriefs also Beziehungen abschliessen oder den Abschied so gestalten, dass seine Liebes- oder Hassregungen, einst beim Abschiedsbriefleser angekommen, ihn überdauern werden.

Wir haben unter psychoanalytischem Gesichtspunkt angenommen, dass Wünsche den Verfasser des Abschiedsbriefs zur Fantasietätigkeit treiben und auf dem Weg mentaler Wunscherfüllung

dem Autor Wohlbefinden verschaffen. Dies bedarf der Kommentierung: Wünsche stehen in der Regel im Dienst des Lebens, als Lebensbejahungen unter Vorzeichen des Genusses (vgl. Boothe & Stojkovic, 2013). In Abschiedsbriefen erfüllen sie jedoch eine paradoxe Rolle, denn sie steigern, gemäss psychoanalytischer Doktrin, das Wohlbefinden kurz vor Suizid, ohne Letzteren zu verhindern – ganz im Gegenteil: Sie ermöglichen dem Subjekt einen stimmigen, im Zeichen der Wunscherfüllung stehenden Lebensabschied. Stimmig, weil man Abschied nehmen und abschliessen kann. Stimmig auch deshalb, weil Vorfreude auf Antizipiertes (z. B. ausgeklügelt ausgemalte Bestattungen) entsteht, die nicht selten so fantasiert werden, als ob man ihm geisterhaft beiwohnen könnte. Wünsche in Abschiedsbriefen verschaffen also Wohlbefinden indem Wünschbares des anstehenden Suizids unterstrichen wird, da er Konsequenzen nach sich zieht, die wünschenswert erscheinen. Stimmig überdies, als die Entscheidung für den Suizid nicht mehr hinterfragt werden muss und quälende Zweifel an der anstehenden Tat dadurch gemindert oder gar gänzlich eliminiert werden.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass nicht nur das alleinige Vorhandensein eines Abschiedsbriefs als Gegenstand, sondern auch sein Inhalt dazu beitragen, dass der Welt etwas vom Briefautor bleibt, wenn er selbst aus dem Leben geschieden ist. Es ist ein Versuch, endgültigem Verschwinden und Vergessen entgegenzuwirken. Dieser Versuch lässt sich als „Sterbehilfe“ verstehen, da er Ängste vor dem geplanten Tod mindert, ihn geradezu lustvoll ermöglicht, indem in weiterem Sinn ein Weiterleben in Aussicht gestellt wird. Nicht immer gerät der Zukunftsentwurf so subtil, als dass er sich auf das Nicht-Vergessen-Werden beschränkt. Oft finden sich konkrete Jenseitsfantasien in Abschiedsbriefen, in denen den Adressaten beispielsweise mitgeteilt wird, man werde sie als Engel behüten, ihnen für immer Sorge tragen. Oder den Hinterbliebenen wird ein mögliches Wiedersehen verheissen, wie in Briefausschnitt 17 (vgl. weiter oben).

Freuds Todestrieb ist ein ökonomisches Prinzip, das keine andere Absicht kennt, als Strukturen zu lösen, Bindungen bis hin zum anorganischen Zustand, dem Tod, abzubauen. Gleichzeitig bezeichnete Freud (1920) die Herabsetzung von Spannungszuständen als einen Lustzustand. Wer einen Abschiedsbrief verfasst, ermöglicht demnach nicht nur die anschliessende Todeshingabe, sondern generiert Vorlust darauf, indem er Lebensrelevantes (Hab und Gut) verteilt und aufgibt sowie die letzten irdischen Geschäfte (Bestattungsvorbereitung) erledigt und sich damit auf den Lebensaustritt vorbereitet.

Der Tod ist unheimlich, weil niemand wissen kann, was danach geschieht, ob überhaupt noch etwas geschehen kann. Ihn lustvoll gestalten und erleben zu können – ganz besonders, wenn man durch die Wahl der Selbsttötung negative Reaktionen auf die eigene Person imaginiert –

ist eine bemerkenswerte Leistung, die mit Hilfe von Wünschen vonstatten geht. Dass es Wunscharbeit ist, die genussvolle Sterbevorbereitung generiert, ist kein Zufall: „Der Wunsch [...] entsteht immer im Umkreis des Todes“, schreibt Lucien Israël mit Bezug auf Freud (2001, S. 112) und verweist auf sexuelle Lust, die im Orgasmus („dem kleinen Tod“) ihren Höhepunkt findet.

## **Post Scriptum**

Bisher wurden Abschiedsbriefe und die darin enthaltenen Wünsche primär in ihrem Nutzen für den Autor betrachtet. Die Bedeutung des Abschiedsbriefs soll zum Schluss mit Bezug auf jene, die eine nahestehende Person verlieren, thematisiert werden.

Wird ein Abschiedsbrief nach dem diagnostizierten Tod einer Person gefunden, erleichtert dies insofern die Ausgangslage, als Fremdverschulden ausgeschlossen werden kann (Winter et al., 2005).

Es ist bekannt, dass das Fehlen eines Abschiedsbriefs für viele Hinterbliebene mit schmerzvollen Gefühlen der Kränkung, Trauer und des Unverständnisses verbunden ist (Aebischer-Crettol, 2002). In erster Linie schmerzt der fehlende Abschied, weil unklar bleibt, ob die nahestehende Person noch an jene, die sie verlässt, gedacht hat und weshalb sie ihnen einen stummen Abschied ohne Liebesbekundungen, Entschuldigungen oder Hoffnung auf Erklärungen zugemutet hat – war man der verstorbenen Person keine paar Zeilen mehr wert?

Insbesondere Erklärungen werden von einem Abschiedsbrief erwartet. Es wird gehofft, dass eine Erklärung durch die letzten Worten einer Person, Licht ins Dunkel folgender Fragen werfen könnte: Wieso hat er oder sie das gemacht? War es das Leiden an einer psychischen Krankheit? Sah er oder sie keine andere Lösung und wenn ja, weshalb nicht? Habe ich etwas falsch gemacht?

Ein Abschiedsbrief kann, wenn er mit Bedacht auf das soziale Umfeld geschrieben wurde, Entlastung bringen: „Euch trifft keine Schuld“, ist ein Satz, der Trauernden hilft. Denn auch heute wird die Selbsttötung nicht selten als Versagen des familiären und sozialen Umfelds der verstorbenen Person verstanden, womit ein Suizid immer auch einer impliziten Anschuldigung an die Hinterbliebenen gleichkommt. Es erstaunt deswegen nicht, dass sich der Trauerprozess besonders schwierig gestaltet, wenn die Hinterbliebenen im Schreiben beschimpft und beschuldigt werden.

Belastend sind auch jene Abschiedsbriefe, die Träger von Anweisungen und Forderungen bezüglich der Gestaltung der Bestattung sind. Beispielsweise kann der Wunsch oder die Forderung nach einer unkonventionellen Bestattung (z. B. Asche in See werfen) verletzend

wirken, da die Hinterbliebenen sich einen Gedenk-Ort gewünscht hätten. Auch detaillierte Anweisungen, die nicht sozialen Normen des Abschieds entsprechen oder die traurige Situation jener, die die Bestattung nicht nur organisieren müssen, sondern ihr auch als Verlassene beiwohnen werden, zu wenigen bedenken, können sich negativ auf den Trauerprozess der Hinterbliebenen auswirken (z. B. keine Todesanzeige schalten dürfen, Aebischer-Crettol, 2002).

Kurz: Hinterbliebene wünschen sich, einen Abschiedsbrief zu erhalten. Doch ist dessen Inhalt nicht auf das Wohl seiner Leser bedacht oder entspricht der Inhalt nicht den Wünschen der Hinterbliebenen, kann der Abschiedsbrief zur Belastung werden.

Dabei ist es wichtig und hilfreich zu betonen, dass ein Abschiedsbrief ein Text ist. Als solcher kann er im Zuge wiederholter Leseprozesse und fortschreitender Trauerarbeit neu verstanden und neu situiert werden. Was zwischen den Zeilen stehen könnte, wird durch den Leser immer wieder neu ausgestaltet; aber auch die Bedeutung dessen, was steht, kann sich durch neue Bezugnahmen (z. B. anhand von Erinnerungen) wandeln. Eigentlich: muss es sich neu wandeln, um gelingende Trauerarbeit zu ermöglichen. Denn Freud (1920) konzeptualisierte den Todestrieb nicht nur auf der Basis von Spannungsreduktion und gänzlicher Spannungsaufhebung, sondern auch mit Bezug auf pure Wiederholung, in der ein Subjekt „aufgegeben hat, schöpferisch zu sein“ (Israël, 2001, S. 112). Produktive Abschiedsbrieflektüre beschränkt sich deswegen nicht auf reine Wiederholung des Geschriebenen, sondern bringt das sprachlich Dargestellte zu neuem Leben, die Re-Lektüre mit Bedeutungswandel ermöglicht. Insofern wird die Bedeutung der letzten Worte eines Suizidenten nicht allein von ihm hervorgebracht. Die Psyche des Verstorbenen, seine Geschichte und sein Entscheid für Suizid werden, was an Worten steht und das, was zwischen Worten stehen könnte. Sie wird zu dem, was die Hinterbliebenen aus ihr machen, wie sie den Brief auffassen und verstehen lernen. So gesehen, ist die Psyche nie vollendet, sondern bleibt im Entstehen begriffen – auch über den Tod eines Menschen hinaus –, weil es Personen gibt, die sich ihr, beispielsweise anhand des Abschiedsbriefs, annehmen.

## Literaturverzeichnis

- Achtziger, A., & Gollwitzer, P. M. (2009). Rubikonmodell der Handlungsphasen. In B. Veronika & Otto J. H. (Hrsg.), *Handbuch der Allgemeinen Psychologie: Motivation und Emotion* (S. 150–156). Hogrefe: Göttingen.
- Aebischer-Crettol, E. (2002). *Suizid und Todessehnsucht: Erklärungsmodelle, Prävention und Begleitung* (Hg. von Anne Rüffer). Books on Demand: Schweiz.
- Boothe, B. (1999). *Verlangen, Begehren, Wünschen: Einstieg ins aktive Schaffen oder in die Lethargie*. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Boothe, B., & Stojkovic, D. (2013). Schlafhüter und Muntermacher: Zum Verhältnis von Wunsch und Traum. In B. Boothe (Hrsg.), *Wenn doch nur – ach hätte ich bloss: Die Anatomie des Wunsches* (S. 34–69). Rüffer & Rub: Zürich.
- Eisermann, J. (2002). Strukturerkennende Verfahren bei Daten aus offenem Antwortformat. Ein Beitrag zur Psychologie des Wunsches. *Dissertationsschrift, Freie Universität Berlin*.
- Freud, S. (1981). Das Unbewusste. In *GW X* (S. 264–303). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1915)
- Freud, S. (1976a). Jenseits des Lustprinzips. In *GW XIII* (S. 1–69). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1920)
- Freud, S. (1976b). Die Traumdeutung. In *GW II/III*. S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1900)
- Freud, S. (1987). Entwurf einer Psychologie. In *GW Nachtragsband* (S. 375–486) Frankfurt a. M. (Original erschienen 1895)
- Gerisch, B. (2012). *Suizidalität*. Psychosozial-Verlag: Giessen.
- Gollwitzer, P. M. (1991). *Abwägen und Planen: Bewusstseinslagen in verschiedenen Handlungsphasen*. Hogrefe: Göttingen.
- Heckhausen, H. (1963). *Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation*. Hain: Meisenheim am Glan.



- Heckhausen, H., Gollwitzer, P. M., & Weinert, F. E. (1987). *Jenseits des Rubikon: Der Wille in den Humanwissenschaften*. Springer: Berlin u. a.
- Heckhausen, H., & Kuhl, J. (1985). From wishes to action: The dead ends and short cuts on the long way to action. In M. Frese & Sabini, J. (Eds.), *Goal directed behavior: The concept of action in psychology* (pp. 134–159). Lawrence Erlbaum Associates Inc: Hillsdale.
- Israël, L. (2001). *Die unerhörte Botschaft der Hysterie* (4. Aufl.). Reinhardt: München, Basel.
- Jacobs, J. (1982). *The moral justification of suicide*. Springfield, IL: Charles Thomas.
- Keith-Spiegel, P., & Spiegel, D. E. (1967). Affective states of patients immediately preceding suicide. *Journal of Psychiatric Research*, 5, 89–93.
- Laplanche, J., & Pontalis, J.-B. (2002). *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Leenaars, A., Lester, D., & Heim, N. (1996). Menninger's motives for suicide in suicide notes from Germany and the USA. *Crisis: The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention*, 17, 87.
- Leenaars, A., Lester, D., & Yang, B. (1992). Menninger's motives for suicide in the notes of completed and attempted suicides. *Psychological Reports*, 70, 369–370.
- Lester, D. (2010). The final hours. *Psychological Reports*, 106, 791–797.
- Lester, D. (1989). Menninger's motives for suicide in genuine and simulated suicide notes. *Perceptual & Motor Skills*, 69, 850.
- Lester, D., & Hummel, H. (1980). Motives for suicide in elderly people. *Psychological Reports*, 47, 870.
- McClelland, L. J., Reicher, S. D., & Booth, N. (2000). A last defence: The negotiation of blame within suicide notes. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 10, 225–240.
- Menninger, K. (1933). Psychoanalytic aspects of suicide. *International Journal of Psychoanalysis*, 14, 376–390.

- Moser, U. (1998). Was ist ein Wunsch? In B. Boothe, R. Wepfer & von Wyl A. (Hg.), *Über das Wünschen: Ein seelisches und poetisches Phänomen wird erkundet* (S. 88–109). Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Rink, K. (1998). Wunsch, Wille, Absicht – Ein motivationstheoretisches Modell. In B. Boothe, R. Wepfer & von Wyl A. (Hg.), *Über das Wünschen: Ein seelisches und poetisches Phänomen wird erkundet* (S. 110–133). Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Sanger, S., & Veach, P. M. (2008). The interpersonal nature of suicide: A qualitative investigation of suicide notes. *Archives of Suicide Research*, 12(4), 352–365. doi:10.1080/13811110802325232
- Schmidt-Hellerau, C. (2002). Wunsch, Wunscherfüllung. In W. Mertens & Waldvogel, B. (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* (S. 807–809). Kohlhammer: Stuttgart.
- Shapero, J. J., & Blackwell, S. A. (2012). ‘There are letters for you all on the sideboard’: What can linguists learn from multiple suicide-note writers? In S. Tomblin, N. MacLeod, R. Sousa-Silva, & Coulthard M. (Eds.), *Proceedings of the international association of forensic linguists’ tenth biennial conference* (pp. 225–244). Birmingham: Centre for Forensic Linguistics.
- Winter, S., Bockmann, E., & Hegerl, U. (2005). Die Situation Hinterbliebener nach Suizid. *Verhaltenstherapie*, 15, 47–53.
- Wittgenstein, L. (1989). *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*. S. Fischer: Frankfurt a. M.

## **Manuskript 3**

### **Schuld und Sühne: Textanalytische Untersuchung der letzten Worte von Suizidenten**

**Dragica Stojkovic, Brigitte Boothe, Andreas Frei, Jörg Frommer, Marc Walter**

**Abstract:** In vorliegendem Artikel wird nach einem konzisen Überblick über psychoanalytische Suizidtheorien an vier Abschiedsbriefen untersucht, wie Personen kurz vor ihrer Selbsttötung Legitimierungsversuche vor signifikanten Anderen im Dienst der eigenen Integrität unternehmen. Ein besonderes Augenmerk sei hierbei auf die Frage nach Schuld und Verantwortung im Angesicht einer moralisch prekären Tat gelegt. In einigen Fällen wird diese Frage explizit gestellt und – mit Verweis auf das die Tat vollziehende Subjekt, spezifische Individuen (z. B. Familienmitglieder) oder übermenschliche Faktoren (z. B. Schicksal) – mehr oder minder klar beantwortet; in anderen findet die Auseinandersetzung mit der Problemkonstellation nicht auf manifester Ebene statt – ist aber nichtsdestotrotz von tragender Bedeutung für Struktur und Funktionsweisen eines gegebenen Briefes und der psychischen Textur seines Urhebers. In Orientierung an der qualitativen Methode der objektiven Hermeneutik unterziehen die folgenden Ausführungen jedes der vier Abschiedsschreiben einer detaillierten Satz-für-Satz-Analyse, um auf diesem Wege deren jeweilige innere performative Logik zu (re)konstruieren. Anschliessend folgt bei jedem der Briefe ein Kommentar, dessen Ziel die Rückbindung der Befunde an psychoanalytische Konzepte ist. Im Licht unserer Untersuchung wird sich der Abschiedsbrief als intersubjektiv konstituierte Bühne offenbaren, auf der sich in Auseinandersetzung mit der Gretchenfrage: Wer oder was ist schuld? eine Mannigfaltigkeit von Anschuldigungs- und Rechtfertigungsstrategien zu einer komplexen letzten Selbstinszenierung verdichten.

**Keywords:** Suizid, Abschiedsbriefe, Kommunikation, Schuld, qualitative Forschung

**Abstract:** Preceded by a concise overview over psychoanalytic theories of suicide the paper examines four suicide notes with regard to the argumentative and rhetorical strategies their authors employ to legitimate themselves and their actions in front of significant others in service of retaining personal moral integrity. In this context, special attention is paid to the question of guilt and responsibility as a key component of dealing with morally precarious acts. In some cases this question is raised explicitly and is (more or less) precisely answered with reference to either the executive party, specific individuals (e. g. family members) or supernatural agents (e. g. fate); in others the subject matter isn't tackled on a manifest level – while nevertheless playing a key role in a given letter and the psychological texture of its author. In orientation on the qualitative research method of objective hermeneutics the following article conducts an exhaustive phrase-for-phrase breakdown of each of the four suicide notes with the goal of (re)constructing their respective inner performative logic. In a second step, the reading of every letter is complemented by a psychoanalytic commentary. In the light of our investigations the suicide note will present itself as an intersubjectively constituted space where a variety of accusation and justification strategies are spliced together to an intricate last self-staging in the face of one key question: Who or what is guilty?

**Keywords:** Suicide, suicide notes, communication, guilt, qualitative research

## Suizid aus psychoanalytischer Sicht

Freud hat uns nie eine Bündelung, geschweige denn eine Synthese seiner Gedanken zur Selbsttötung hinterlassen. Michael Frei (2008) leistet in seiner Lizenziats-Arbeit *Vertrauensaufbau im Erstgespräch mit Patienten nach Suizidversuch* eine knappe, aber sehr dichte Zusammenstellung der Freud'schen Überlegungen zu Suizidalität sowie deren Weiterentwicklung. Freis Zusammenfassung dient vorliegender Einführung als Grundlage und wird punktuell ergänzt werden.

Eine Übersicht zu Freuds theoretischer Einbettung der suizidalen Handlung erstellte Litman (1970). Er unterteilte Freuds Gedanken zum Suizid in zwei Schaffensphasen: Die erste reicht von 1881 bis 1910, die zweite von 1911 bis 1939. Der ersten Phase können folgende sieben Erklärungsversuche entnommen werden (vgl. Frei, 2008): (1) Suizid als Strafe für die Schuld, die man sich aufgrund von Todeswünschen anderen gegenüber, insbesondere den eigenen Eltern, aufbürdet; (2) Suizid als Identifikation mit einem suizidalen Elternteil; (3) Suizid als Konsequenz des Verlusts libidinöser Befriedigung, bzw. der Nichtanerkennung eines solchen; (4) Suizid als Rachemöglichkeit; (5) Suizid als Flucht vor als unbewältigbar empfundenen Herausforderungen/als Kapitulation im Angesicht von fundamentalen Bedrohungen der physischen oder psychischen Integrität – unter besonderer Berücksichtigung seiner Funktion und/oder Inszenierung als ‚Unlustersparnis‘; (6) Suizid(versuch) als Kommunikationsmittel; (7) Suizid als Resultat inniger Beziehung zwischen Sexualität und Tod.

Ein weiterer Vorschlag zur Systematisierung und Integration von Freuds Theoriefragmente stammt von Etzersdorfer (1998): (1) Topographische Theorie (1. Topik: bewusst, vorbewusst, unbewusst); (2) erste Triebtheorie (Ich-/Selbsterhaltungstribe vs. Sexualtriebe); (3) Theorie der Aggressionsumkehr (v.a. in *Trauer und Melancholie*); (4) zweite Triebtheorie (Todestriebtheorie). Dabei fallen die topographische sowie die erste triebtheoretische Theorie in die erste Phase nach Litman, die Punkte (3) und (4) in die zweite (Frei, 2008). In der topographischen Theorie, die in der *Psychopathologie des Alltagslebens* (1901) nachzulesen ist, wird der Suizid als bewusst/vorbewusst (absichtlich/halb absichtlich) *begangener*, oder aber als unbewusst *zugelassener* konzeptualisiert. In der ersten Triebtheorie wird Suizid als fatale Konsequenz eines Interessenkonflikts verstanden: Die Selbsterhaltungstribe sehen sich mit einem Aufbegehren libidinöser Regungen konfrontiert, gegenüber dem sie ihr Recht nicht länger behaupten können. Diese Sichtweise ist Ergebnis zweier Sitzungen des *Wiener Psychoanalytischen Vereins* (WPV) im April 1910 (WPV, 1965 [1910]; nach Frei, 2008), im Rahmen derer Inzestwünsche und daraus resultierende Fantasien (insbes.

Selbstbefriedigungsfantasien) beleuchtet wurden: Der ödipale Wunsch bleibt verboten – und droht gerade deswegen zur äussersten Bewährungsprobe für das Ich des Wünschenden zu werden, als dieses, wo es die untersagten Fantasien nicht aufzugeben vermag, einerseits Selbstbestrafungs-, andererseits Rache- und Todeswünsche (und als Folge: immense Schulgefühle) dem versagenden Elternteil gegenüber entwickeln kann, die mitunter bis zur Selbsttötung treiben (Stekel, 1910, vgl. Frei, 2008).

Die für das zukünftige psychoanalytische Suizidverständnis wegweisende Entwicklung bildet die Theorie der Aggressionsumkehr, für deren Verständnis Freuds Texte *Zur Einführung des Narzissmus* (1915) sowie *Trauer und Melancholie* (1916/1917) essenziell sind. Hintergrund dieser Konzepte war die Suche nach einer Depressionstheorie, wie sie der psychoanalytischen Bewegung damals noch fehlte (Frei, 2008; Gerisch, 2012). Freud postulierte, dass die Voraussetzungen einer Melancholie eine starke Fixierung ans Liebesobjekt in Kombination mit geringer Resistenz der Objektbeziehung, Objektwahl von narzisstischem Typus sowie eine ausgeprägte Ambivalenz dem Objekt gegenüber sind. Die Ambivalenz bezieht sich darauf, dass nebst Liebesgefühlen auch Wut und unbewusste Mordwünsche dem Objekt gegenüber vorhanden sein müssen. Als Auslöser der Melancholie nannte Freud eine reale Kränkung oder Enttäuschung, welche die Objektbeziehung erschüttert und zur Entwertung des Objekts führt. In dieser Sicht bringt eine Depression dadurch Entlastung, dass die Objektbesetzung zugunsten der Sicherung des ‚geliebten Objekts‘ aufgegeben und die Libido ins Ich zurückgezogen wird, um das Ich des Subjekts vermittels Identifizierung (oder bei Abraham, 1924: via Introjektion) partiell mit dem Objekt verschmelzen zu lassen. Die Konsequenz daraus ist, dass der ursprüngliche Konflikt zwischen dem Ich und dem zuvor ambivalent besetzten Objekt nun intrapsychisch ausgelebt wird: Hassgefühle dem Objekt gegenüber werden gegen das eigene Selbst gewendet und führen zu sadistischen Selbstquälereien (Masochismus als gegen das eigene Ich gewendeter Sadismus), die dem Ich Befriedigung verschaffen – und die es allenfalls bis hin zu tödlichen Attacken gegen die eigene Person zu steigern gewillt ist. Diese Dynamik ist, so Freud, nur möglich, weil das Ich eine Regression auf die sadistisch-ambivalente Organisationsstufe sowie von der narzisstischen Objektwahl zum ursprünglichen Narzissmus vollzieht.

In der zweiten Triebtheorie – *Jenseits des Lustprinzips* (1926) und *Das Ich und das Es* (1923) – konzeptualisierte Freud den Todestrieb, dessen Ziel die Rückführung – primär – eigenen und – sekundär – fremden Lebens in einen anorganischen Zustand, einen Stillstand ist. Richtet er sich gegen das eigene Leben, spricht Freud von ‚Autoaggression‘; richtet er sich gegen ein fremdes, ist die Rede von ‚Destruktionstrieb‘ – eine Form von Sadismus, die durch die primäre

Autoaggression, die dann nach ‚aussen‘ gerichtet wird, sekundär entsteht. Während die erste Triebtheorie mit dem Konzept des sekundären Masochismus arbeitet, kommt bei der zweiten Triebtheorie die Idee des primären Masochismus auf. Das destruktive Potenzial des Todestriebes entfaltet sich erst mit begonnener und sich ausweitender Triebentmischung, also dann, wenn der Todestrieb, mittels Regressionsprozessen, von der Libido in zunehmendem Masse unabhängig wird.

Im Folgenden wird nur auf die Rezeption des Todestriebkonzepts durch Menninger eingegangen, da sie als einzige in die Abschiedsbriefforschung Eingang gefunden hat. Menninger (1933) unterscheidet in jeder suizidalen Handlung drei Komponenten, die es separat zu untersuchen gelte: den Wunsch zu töten (gehört zum Ich), den Wunsch, getötet zu werden (gehört zum Über-Ich) und den Wunsch zu sterben (gehört zum Es). Jensen und Petty (1958) ergänzen die Triade mit einem vierten Wunsch: Der Suizidversuch kann von der Fantasie, gerettet zu werden, getragen sein. Dabei kommuniziert die suizidale Person handelnd, dass Hilfs-, bzw. Rettungsbedarf besteht – und droht, wenn die erwünschte Hilfe ausbleibt, durch Suizid zu sterben. Die Fantasie, gerettet zu werden, deckt dabei folgende drei Wünsche ab: Objektbeziehungen zu erhalten, nicht zu sterben und um Hilfe zu rufen (vgl. Frei, 2008).

Unter anderen haben seit Freuds Zeit zwei wichtige Entwicklungen in der psychoanalytischen Theorie des Suizids stattgefunden: Einerseits wird heute zwischen Selbst und Ich differenziert und andererseits haben strukturelle und objektbeziehungstheoretische Gesichtspunkte des Suizids an Bedeutung gewonnen.

Mentzos (z. B. 2009, S. 132) und Kind (2011) nutzen vor allem aktuelle Konzeptualisierungen der Nähe-Distanz-Regulation und entwicklungspsychologische Befunde zur Entstehung von differenzierten Selbst- und Objektrepräsentanzen für das Verständnis von Suizidalität und Suizid.

Kinds objektbeziehungstheoretisches Modell der Suizidalität postuliert, dass diese eine regulierende und eine interaktionelle Funktion enthalte. Es korrespondiert damit mit Mentzos' Konzept der ‚Funktionalität von Dysfunktionalität‘. Dabei verfolgen beide Theoretiker eine lösungsorientierte Herangehensweise an das ‚Symptom‘ Suizidalität, bzw. Suizidakt, indem sie im Ausgang von Fallvignetten aufzeigen, dass im Suizid die Möglichkeit gesehen wird, ein gutes Objekt zu schützen, bzw. zu produzieren, oder die Extreme der Beziehungsachse (Autismus vs. Fusion) abzuwenden. Suizidalität dient nicht selten als Stabilisierung der narzisstischen Ökonomie, bzw. als agierende Abwehr einer narzisstischen Katastrophe (Henseler, 1974; Dammann, 2012), so dass bei gewissen Formen malignen Narzissmus' therapeutische Versuche, die Suizidalität ‚wegzuheilen‘, destabilisierend wirken und sogar zum

Auslöser für einen konkreten Suizidversuch werden können (Dammann, 2012, S. 34; vgl. auch Gerisch, 2012).

Theorien zur Integration der eigenen Körperlichkeit haben im Verständnis der Suizidalität ebenfalls an Bedeutung gewonnen. So hat Gerisch (z. B. 1998; 2003) insbesondere für das Verständnis weiblicher Suizidalität Pionierarbeit geleistet.

Auch der frühen Triangulierung wurde in der psychoanalytischen Literatur zum Thema Suizid vermehrt Beachtung geschenkt (e.g. Kind, 2011). Die Entwicklungsaufgabe in der frühen Triangulation ist die Individuation des Kindes durch Trennung und Wiederannäherung an die Mutter, die durch den Vater oder ein anderes drittes Objekt, das dem Kind als Öffnung in die ‚weite Welt‘ fungiert, ermöglicht wird (vgl. Abelin, 1971).

Aus struktureller Sicht wird Suizid als Ende einer Abstiegsbewegung betrachtet, die sich aus fortschreitender Selbstdesintegration ergibt. Dabei geht man von vier Stufen aus: Als Erstes findet eine Affektüberflutung statt, worauf verzweifelte Rettungsmanöver folgen, die wiederum von Kontrollverlust und von zunehmender Desintegration des Selbst abgelöst werden, bis sie in eine grandiose, magische Vorstellung des mentalen Überlebens münden, die als eine Art Triumph über menschliche Limitation gesehen wird (Maltsberger, 2004, vgl. Frei, 2008).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass aus psychoanalytischer Perspektive im Suizid (a) intrapsychisches Geschehen wunscherfüllend agiert wird ; (b) letzte Rettungsversuche der narzisstischen Ökonomie zum Zuge kommen; dass (c) nicht jeder Suizid gleich bewusst motiviert ist und ausgeübt wird; (d) der suizidale Akt beziehungsregulativ wirkt; (e) sich Suizid in vielen Fällen als letzte Konsequenz psychischer Desorganisation verstehen lässt.

Suizid ist demnach ein überdeterminierter und multifunktionaler Akt.

## **Suizid: Ein Legitimierungsdiskurs**

Bei der Thematisierung von Suizid waren von jeher Prozesse der „Politisierung, Tabuisierung, Kriminalisierung, Pathologisierung und Mythologisierung“ (Gerisch, 2012, S. 9) am Werk. Der Akt der Selbsttötung gilt im gesellschaftlichen Diskurs noch immer als – zumindest moralisch – prekäre Tat. Als Suizident lässt man, wen man anschreibt, allein zurück, zuweilen gar im Stich. Zudem ist der Suizid auch als Angriff auf oder Verwerfung des Lebens schlechthin deutbar, was – je nach Auffassung – als kulturelle Errungenschaft, oder aber Bedrohung der Kultur gesehen wird.



Wer etwas zur Sprache bringt, hat Position zu beziehen – was für Worte im Allgemeinen gilt, trifft *a fortiori* auf die letzten zu: Schreibe ich über die Gründe meiner Selbsttötung oder nicht? Befürchte ich, von den Adressaten verurteilt zu werden? Und wenn ja, wie gehe ich mit der antizipierten Enttäuschung und Fassungslosigkeit, wie mit etwaigen Anklagen um? Was kann ich tun, um meinen Angehörigen Selbstvorwürfe zu ersparen – und: will ich das überhaupt? Nehme ich die zu erwartende Schuldzuschreibung auf mich? Habe ich womöglich selbst Schuldgefühle gegenüber jenen, denen ich schreibe? Rechtfertige ich die Tat, indem ich auf schwierige Lebensumstände verweise oder das Verhalten anderer, die ich z. B. mit Hinweis auf fehlende Unterstützung, in Mitverantwortung ziehe? Bei diesen Entscheidungen treffen zwei, sich gegenseitig bedingende, aber unterschiedlich konzeptualisierte Gebiete aufeinander: Suizid als persönliches Schicksal und Suizid als Ereignis im sozialen Raum – individuelle Erfahrungswelt auf der einen, die dafür zur Verfügung stehenden kollektiv geteilten Versprachlichungs- und Verständnismöglichkeiten auf der anderen Seite. Wie jemand seine Tat rechtfertigt (oder: dass Derartiges zuweilen unterlassen wird), hängt von den kulturell vorherrschenden – und im kleineren Rahmen: familiär vorhandenen – Ideen von Suizid ab.

Im Rahmen diskursiver Ansätze, die in der Abschiedsbriefforschung ein Nischendasein fristen, wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass der Thematik Schuld und ihrer Verhandlung besondere Bedeutung zukommt (Drew, 2006; Jacobs, 1982; McClelland et al., 2000; Osgood & Walker, 1959). In Anlehnung hieran werden wir annehmen, dass der Suizident in seiner Vorstellung davon ausgegangen ist, dass (1) die von ihm geplante Tat in den eigenen Augen und deren anderer als schuldhaft gesehen werden könnte (McClelland et al., 2000) und (2) sie mit eigener Schuld und/oder eigenen Schuldgefühlen sowie jener und jenen der signifikanten Anderen in Verbindung stehen könnte. Letzteres ist wahrscheinlich, da bei einer Selbsttötung ein bewusster Verstoss gegen ungeschriebene Gesetze (z. B.: ‚man soll andere nicht im Stich lassen‘ und ‚sich einfach von der Welt machen‘; ‚man muss für das Leben, das einem gegeben wurde, dankbar sein‘) vollzogen wird. Wo von Schuld die Rede ist, drängen sich Bezüge zu Praktiken der Anklage, der Verurteilung, der Wiedergutmachung und der Vergebung auf: Die Benennung von eigenen und/oder fremden Fehlern, die Bitte um Verzeihung, Erbarmen oder Vergebung, zeigen an, dass Schuld im Rahmen eines Abschiedsbriefes verhandelt wird.

## Methodik

Im vorliegenden Artikel möchten wir Abschiedsbriefe als Kommunikationsakte im Sinne einer letzten Selbstdarstellung vor den Augen imaginierter bedeutender Anderer beleuchten und einen Beitrag zur Frage leisten, wie Suizidenten den Entschluss zu einer Tat, die als moralisch verwerflich gesehen werden könnte, Angehörigen mitteilen. Wir werden zu zeigen versuchen, dass die Regulation der verhandelten Schuldfrage in diesem Zusammenhang ein zentraler Stellenwert zukommt. Weniger als auf die Erschliessung der Persönlichkeit bestimmter *Individuen*, zielt unsere Untersuchung dabei auf die präzise Beschreibung und Erläuterung *individueller Kombinationen* von Inanspruchnahmen von, Unterwerfungen unter und Protest gegen *überindividuelle* Strukturen.

## Datenmaterial

Die Briefe (n=61) entstammen einem Datensatz (N=256), der alle Suizide aus dem Kanton Luzern von 2002 bis 2006 versammelt. Die Briefe wurden aus Polizei- und Psychiatrieakten zusammengetragen – unser Projekt wurde von der Oberstaatsanwaltschaft des Kantons Luzern und der Eidgenössischen Datenschutzkommission bewilligt. Geburts- und Todesdatum, sowie Angaben bezüglich Beruf, Suizidmethode, Suizidankündigung, Familienstatus, psychiatrischer Diagnose und/oder Verdachtsdiagnosen der Polizei liegen bei jedem der Suizidfälle vor. Für eine genaue Einsicht in den Datensatz sowie dessen statistische Auswertungen ist das 2013 im *Swiss Medical Weekly* open-access erschienene Paper von Frei und Kollegen konsultierbar.

Da im Rahmen eines Artikels nicht das gesamte Datenmaterial vorgestellt werden kann und wir aus Gründen der Nachvollziehbarkeit keine Interpretationen ohne vorherigen Analyseprozess präsentieren möchten, musste eine Auswahl vorgenommen werden. Diese haben wir so getroffen, dass in den vier ausgewählten Briefen unterschiedliche Mechanismen der Schuldregulation aufgezeigt werden können.

## Auswertungsmethode

Die folgenden Überlegungen vollziehen sich in Anlehnung an die Methode der ‚objektiven Hermeneutik‘ (Oevermann, Allert, Konau, & Krambeck, 1979; Wernet, 2000), wie sie von Lorenz Graitl in seiner Dissertation *Sterben als Spektakel* (2012) zur Anwendung kommt. Diese Wahlverwandtschaft hat dreierlei Gründe: (1) Wir gehen mit Graitl darin einig, dass bei einer Auseinandersetzung mit Texten stets zu beachten sei, dass es sich dabei um „regelerzeugte Gebilde“ (Graitl, 2012, S. 128) handle. Noch wo er, wie im Falle vieler

Abschiedsbriefe, in äusserster Einsamkeit geschrieben wird, die tiefsten und geheimsten Gefühle zur Sprache bringt, gehört ein Text in den Bereich des „soziale[n] Handelns“ (Graitl, 2012, S. 128). (2) Ebenfalls an Graitl orientieren sich unsere Lektüren im Vorgehen, die Abschiedsbriefe zunächst einer textnahen Satz-für-Satz-Analyse zu unterziehen. Solche Segmentierung und Verlangsamung der Lektüre lässt den Brief als Aussage-, bzw. Sinnesganzes aufbrechen und lenkt den Blick weg von der ‚einen‘ Botschaft des Textes hin auf die Vielzahl von sinnstiftenden Mechanismen, die in ihm am Werk sind, auf das konkrete Sprachmaterial, seine Verwendung und die solche Verwendung leitenden Regeln und Gewohnheiten (Graitl, 2012, S. 128). Die so erhobenen Befunde werden in einem zweiten Schritt kommentiert. (3) Auch unsere Untersuchung zielt nicht darauf ab, „die Biographie des Suizidenten zu erforschen oder eine psychologische Autopsie [...] durchzuführen“ (Graitl, 2012, S. 127) – und zwar, hier weichen wir von *Sterben als Spektakel* ab, gerade *weil* sich unsere Überlegungen als psychoanalytische verstehen. Es ist wichtig zu betonen, dass sich ein psychoanalytisch akzentuierter Textkommentar weder in der Applikation vorgefertigter Deutungsschemata, noch in einer unfundierten Spekulation darüber, was wohl der „subjektiv gemeinte Sinn“ (Graitl, 2012, S. 127) einer Äusserung sei, erschöpfen muss. Gegen Derartiges werden sich folgende Lektüren und Exegesevorschläge durch den Horizont, unter welchem sie durchgeführt, bzw. formuliert werden, klar abgrenzen: Weder untersteht das psychische Geschehen subjektivem Gutdünken, noch liefert es einen Freibrief zu interpretatorischer Beliebigkeit. Vielmehr weist es gewisse Grundelemente und Regelmässigkeiten auf, die – mögen sie auch von Fall zu Fall gänzlich verschieden ausgeprägt, bzw. kombiniert sein – nicht einfach individuell sind, und deren Analyse auf Sorgfalt und Präzision weder verzichten kann, noch verzichten muss. Jedes Abschiedsschreiben ist einzigartig – keines schlechterdings willkürlich: Der Brief ist ein Spannungsfeld zwischen diskursiver Praxis und unbewusster Dynamik, in ihm verknoten sich das Befolgen oder Abweichen von Normen und das Getriebensein durch Wünsche. Sowie eine Äusserung Regeln eines Sprachspiels aktualisiert, manifestiert sich in ihr Vor- und Unbewusstes – von welcher Art aber, denn um ein ‚So wie‘ handelt es sich hier selbstredend nicht, ist solche Entsprechung? Der Beantwortung dieser Frage hoffen wir einige Bausteine zu liefern.

## Briefanalyse I

Das erste Abschiedsschreiben stammt von einem 24-jährigen, ledigen Schweizer katholischer Konfession, der 1981 geboren wurde und sich 2005 erschossen hat (Armeeewaffe). Der Briefautor war nie in psychotherapeutischer Behandlung und hatte keine chronischen physischen Krankheiten.

*Fam. \*Nachname Erst öffnen, wenn alle Familienmitglieder versammelt sind. Danke*

*Hallo*

*Ich habe sehr viele Fehler gemacht, vor allem sind diese der finanziellen Seite zuzuordnen.*

*Ich weiss, dass ich bei euch immer auf offene Ohren gestossen wäre, wenn ich mich euch anvertraut hätte. Dies wollte ich aber nicht, weil ich, bis es zu spät war, immer gehofft hatte aus diesem Schlamassel selbst herausfinden zu können.*

*Ich weiss, dass ich sehr viele und tiefe Wunden hinterlasse. Trotzdem hoffe ich, dass ihr mir einmal vergeben könnt.*

*Es tut mir leid. Der liebe Gott im Himmel erbarme sich meiner \*[Vorname des Briefautors]*

*Fam. \*[Nachname] Erst öffnen, wenn alle Familienmitglieder versammelt sind. Danke*

Der Brief scheint in einem Couvert verschlossen zu sein, dessen Aufschrift verlangt, erst geöffnet zu werden, „wenn alle Familienmitglieder versammelt sind“. Der Briefautor bedankt sich für die Einhaltung der Vor-Schrift. Wir lesen aus dem Satz, dass alle Familienmitglieder gleichwertige Adressaten seines Schreibens sind und dass sich der Autor des Briefes eine Lektüre vor der versammelten Familie wünscht, was die Bedeutung seiner Mitteilung steigert.

*Hallo*

Die Begrüssung beschränkt sich auf die auffällig lapidare Formel „Hallo“ und verzichtet auf die Nennung der Namen der einzelnen Familienmitglieder. Als (nicht direkt betroffene) Leser wissen wir so nicht, wie viele Personen die Familie umfasst.

*Ich habe sehr viele Fehler gemacht, vor allem sind diese der finanziellen Seite zuzuordnen.*

Der Begriff beginnt damit, dass sich sein Urheber nachdrücklich „viele[r] Fehler“ bezieht. Diese werden sogleich näher bestimmt als „vor allem“ der „finanziellen Seite“ zugehörig. Der Problemkomplex ‚Schuld‘ ist so von Beginn an in (ver)doppelter Weise präsent: Die Fehltritte, durch welche der Suizident Schuld auf sich geladen hat, scheinen eng an *Ver-* oder *Überschuldung* geknüpft zu sein. Gerade nun weil sie als zweifache begegnet, führt Schuldigkeit hier zugleich Entlastung mit sich: Zwar wird durch das „vor allem“ noch ein gewisser Interpretationsspielraum offengelassen, doch drängt sich dem Leser der Schluss auf, dass der Briefautor, wenn seine Fehler „vor allem“ auf der „finanziellen Seite“ zu suchen sind, ‚im Wesentlichen‘ (im Moralischen, Zwischenmenschlichen und was sonst an Begriffen der Rezipient zur Bestimmung der ‚anderen Seite‘ des ‚Finanziellen‘ mobilisieren mag) wohl eine integre Person (gewesen) sei. Was als ‚blosse‘ Spezifikation daherkommt, leistet entsprechend einen entscheidenden Beitrag zur (Re)Konstruktion des Autorbilds – und zeichnet die Bahnen vor, innerhalb derer sich die Lektüre und Bewertung des Schreibens, bzw. seines Urhebers (‚Gewiss, pekuniäre Fehler – aber immerhin nicht ...‘) bewegen werden.

*Ich weiss, dass ich bei euch immer auf offene Ohren gestossen wäre, wenn ich mich euch anvertraut hätte.*

Der Briefautor beteuert zu wissen, dass seine Angehörigen „immer“ für ihn Verständnis gefunden hätten (metaphorisch mit ‚auf offene Ohren stossen‘ ausgedrückt), hätte er sich ihnen anvertraut (der Konjunktiv liefert einen Hinweis darauf, dass er Derartiges unterlassen hat). Bemerkenswert ist, dass dieser Satz direkt nach einem Verweis auf eigenes ‚finanzielles‘

Versagen folgt: Nicht selten versucht, wer Fehler eingestehen und unangenehme Konsequenzen fürchten muss, die erwarteten Reaktionen der Zuhörer, bzw. Leser dadurch zu entschärfen, dass Verständnis antizipiert und auf Mitgefühl gepocht wird. Solche Versuche einer vorgängigen Modulation, bzw. Prädeterminierung des Rezeptions-, Bewertungs- und Handlungsspielraums finden sich vor allem da, wo der zu enthüllende Fauxpas für den Adressaten des Geständnisses einen konkreten lebensweltlichen Schaden darstellt oder darstellen wird (so deuten die „viele[n] Fehler“ auf der „finanziellen Seite“ – bereits die Dezenz und Vagheit der Formulierungen legt nahe, dass an dieser Stelle anscheinend etwas verschwiegen werden muss – unter Umständen auf eine Reihe von offenen Schulden hin, deren Begleichung Aufgabe der nächsten Angehörigen sein wird).

*Dies wollte ich aber nicht, weil ich, bis es zu spät war, immer gehofft hatte aus diesem Schlamassel selbst herausfinden zu können.*

Nun begründet der Autor, weshalb er es unterlassen hat, sich an seine Angehörigen zu wenden. Er teilt zum einen mit, er habe dies erst gewollt, als es zu spät war, und begründet sein vorheriges ‚Nicht-Wollen‘ mit der (zu lange) gehegten Hoffnung, aus dem „Schlamassel selbst herausfinden zu können“. Vier Dinge fallen dabei auf: (1) Der Autor des Briefes taxiert die zu Beginn ausbleibende Hilfsinanspruchnahme als *willentliche* Entscheidung seinerseits, obschon er gleichzeitig konstatiert, in einem Schlamassel ‚verwickelt‘ gewesen zu sein; (2) er nennt keinen Grund, weshalb er sich zunächst unbedingt allein zurechtfinden wollte; (3) er gibt implizit an, seine Krisenbewältigungskompetenz überschätzt zu haben; (4) er verweigert dem Leser die Information, weshalb es, als er die Fehleinschätzung des eigenen „Könnens“ ohne Fremdhilfe eingesehen hat, „zu spät“ für Hilfsappelle an andere gewesen sei – wäre er doch nicht „immer“ auf offene Ohren gestossen? Oder war die eigene Scham und Schuld so gross, dass einem persönlichen Geständnis sowie Eigenstehen des eigenen Versagens, mit anschliessender Annahme von Kritik und Hilfe, Suizid vorgezogen wurde?

*Ich weiss, dass ich sehr viele und tiefe Wunden hinterlasse.*

Die Formulierung „ich weiss“ wiederholt sich an dieser Stelle. Dass er „sehr viele und tiefe Wunden hinterlasse“, sei ihm klar, teilt der Briefautor hier seinen Lesern mit. In Anschluss an die vorherigen Überlegungen kommt die Frage auf, ob er sich so sehr schämte und schuldig fühlte (und die Chance auf Wiedergutmachung für so gering gehalten wurde), dass er nicht nur bereit war, sein eigenes Leben zu beenden, sondern dafür auch in Kauf zu nehmen, anderen damit zu schaden und sich dadurch noch mehr Schuld aufzubürden. Dass der Briefautor seinen

Angehörigen mitteilt, zu wissen, wie schmerzvoll seine Tat für sie sein wird, könnte bei Letzteren zwei Fragen auslösen: (1) Haben wir diese Wunden verdient, weil uns entgangen ist, wie sehr er sich darum bemühte, sich mit seinen Problemen allein zurechtzufinden? Haben wir es unterlassen, Initiative zu ergreifen, und erhalten nun die gerechte Strafe für unsere Unterlassung? (2) Er muss *so* verzweifelt gewesen sein und *so* schwer gelitten haben, dass er sogar bereit war, uns, die wir nichts falsch gemacht haben, Schmerz zuzufügen und einfach zu gehen. Beide Verständnisse bewirken einen ‚milden Blick‘ auf den Briefautor.

*Trotzdem hoffe ich, dass ihr mir einmal vergeben könnt.*

Der Briefautor hofft „trotzdem“ (also: obschon er sich ihnen nicht anvertraut hat, und ihnen dann via Suizid Schmerz und Kummer zumutet), dass ihm seine Angehörigen „einmal vergeben“ können. Damit bittet er nicht direkt um Vergebung, zeigt aber an, dass er auf Letzteres hofft. Es wird indirekt erneut die eigene Schuld beteuert, denn sonst bestünde kein Vergebungsbedarf. Das Wort „einmal“ lässt sich so lesen, als ob der Briefautor seinen Verwandten sagen würde: ‚Nehmt Euch so viel Zeit für Groll und Trauer, wie ihr braucht.‘ Man könnte aber auch heraushören, dass sich hier die Hoffnung bekundet, lange betrauert zu werden.

*Es tut mir leid.*

Der Briefautor bringt zum Ausdruck, dass „es“ ihm leid tue. Mit der Wortwahl „es“ wird eine Spezifizierung gemieden, aufgrund der Position des Satzes im Brief ist jedoch anzunehmen, dass er seinen Angehörigen hiermit mitteilen möchte, der durch seine Tat entstehende Schmerz tue ihm leid. „Es tut mir leid“ ist zugleich ein Entschuldigungsversuch.

*Der liebe Gott im Himmel erbarme sich meiner*

Nachdem indirekt (via erhoffter Vergebung) bei den Angehörigen um Vergebung gebeten wurde, folgt hier der Appell, „der liebe Gott im Himmel“ möge sich seiner „erbarme[n]“. Dieser Satz ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Der Briefautor geht davon aus, dass er mit seinem Suizid lediglich der ‚irdischen‘ Verantwortung entkommt und dass er sich danach vor Gott werde zeigen und, womöglich, sogar rechtfertigen müssen. Er schreibt von einem ‚lieben Gott‘ – möglicherweise ‚lieber‘, als er sich seine Angehörigen bei der Beichte seines „Schlamassels“ vorstellt. Möglich, dass der Briefautor seinen Angehörigen nicht die gleiche Barmherzigkeit wie Gott zuspricht und sich ein milderes Urteil vom Allmächtigen als von seinen Nächsten erhofft.

*\*[Vorname des Briefautors]*

Ohne Abschiedsgrüsse oder Segenswünsche für jene, die er hinterlässt, beendet der Briefautor, indem er mit seinem Vornamen unterzeichnet, seinen Abschiedsbrief.



## Kommentar zu Briefanalyse I

Auf manifester Ebene begegnet uns in obigem Brief eine Selbstbeschuldigung, die mit der Beteuerung, dass es dem Briefautor leid tue, sowie der erhofften Vergebung durch die Angehörigen und der Bitte um Barmherzigkeit Gottes reguliert wird. Der Brief liest sich zunächst so, als ob uns sein Autor sagen wollte: ‚Ich habe doch nur finanzielle Fehler gemacht und aus denen wollte ich alleine herauskommen, um niemanden zu belasten. Ich wollte euch nicht weh tun, weiss aber, dass ich euch schlussendlich doch weh getan habe. Ich bin kein so schlechter Mensch – habt Erbarmen mit mir!‘ In der impliziten ‚Entschuldigung‘ seiner Angehörigen („Ich weiss, dass ich bei euch immer auf offene Ohren gestossen wäre, wenn ich mich euch anvertraut hätte“) scheint der Briefautor noch einmal die Verantwortung auf sich zu nehmen: Er sei es gewesen, der es nicht vermochte, sich jemandem anzuvertrauen, bevor es „zu spät“ war – die Angehörigen treffe keine Schuld. Einzig: Dadurch, dass dieses „zu spät“ nicht erläutert wird, bleibt offen, ob seine Nächsten aus Sicht des Suizidenten vielleicht nicht doch zum entscheidenden Zeitpunkt versagt haben: Wieso hätte der Briefautor sich sonst das Leben nehmen müssen? So schwingt in der Ent- eine Beschuldigung mit: „Ich weiss, dass ich bei euch immer auf offene Ohren gestossen wäre, wenn ich mich euch anvertraut hätte“; ‚ihr aber wisst, dass ich Letzteres nicht getan habe, und habt die Gründe für diese Unterlassung zu suchen. Vor allem anderen bei euch selbst‘. Diese stille Anschuldigung ist nicht ohne Weiteres zu entkräften: Wird sie nicht gehört, bzw. wenn der Autor annimmt, dass sie nicht gehört werden wird, ist sie berechtigt (denn dann bestätigten die ‚Ohren‘ der Angehörigen, was ihnen implizit zum Vorwurf gemacht wird: sie waren nicht ‚offen‘); wird sie vernommen, bzw. wird ihre Aufnahme antizipiert, ist sie es ebenfalls (denn in dem Fall läsen die Nächsten etwas, was nicht auf, sondern nur zwischen den Zeilen zu finden ist, und hätten zu bedenken, ob nicht aus Schuldgefühlen dem Autor gegenüber Eigenes in den Text hineinprojiziert wurde). Interessant ist überdies, dass solcher Vorwurf, genau in dem Moment, da er hörbar wird, von sich selbst erlöst: Das „weiss“ und die Wendung „immer“ sind nicht einfach ironisch, sondern gewähren einen Kredit. Denn ob der Suizident bei seinen Adressaten „immer auf offene Ohren gestossen wäre“, kann er – denn versucht hat er es in den entscheidenden Momenten nicht, wie die konjunktivische Formulierung unmissverständlich zum Ausdruck bringt – streng besehen überhaupt nicht wissen (eigentlich „weiss“ er nur, dass die „Ohren“ nicht in einer Weise ‚offen‘ waren, die ihn motiviert hätten, sich ‚ihnen anzuvertrauen‘). Dass trotzdem von ‚Wissen‘ die Rede ist, bringt Vertrauen zum Ausdruck und macht gleichzeitig klar, dass solches nicht aufgebracht werden *müsste*. Wer darauf vertraut, vertrauen zu können, vollzieht nicht nur einen

‚leap of faith‘, sondern macht – da zumindest, wo Vertrauen in der Vergangenheit enttäuscht wurde – auch klar, gewillt zu sein, zu *verzeihen*. Schuld wird hier zugesprochen, um zugleich vergeben zu werden. Unter zweierlei Gesichtspunkten ist diese eigentümliche Figur von tragender Bedeutung für das Bild, das der Briefautor (bewusst oder nicht) von sich zu vermitteln sucht. (1) Sie erschwert es den Adressaten zusätzlich, die Schuld, derer sie implizit bezichtigt werden, von sich zu weisen (‚wo verziehen wird, wird wohl tatsächlich Schuld vorliegen‘). Solches Wissen um die Glaubhaftigkeit der Selbstinszenierung bei anderen macht Letztere auch für den Suizidenten überzeugender – und die anstehende Tat erträglicher (oder allererst ausführbar). (2) Sie erlaubt es dem Briefautor, (das Wissen um) unangenehme Pflichten zu umgehen, ohne deswegen ein allzu schlechtes Gewissen haben zu müssen. Insbesondere, wenn er das Ende des Briefes (‚Gott im Himmel erbarme sich meiner‘ ) mitberücksichtigt, kommt der Leser in diesem Zusammenhang nicht umhin, an das ‚Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern‘ des Vaterunsers zu denken. Handle es sich um Fehler in der Vergangenheit, die, mag das Finanzielle auch längst geklärt worden sein, das Verhältnis den Nächsten in einer Weise belastet haben, die den Suizidenten zu einer letzten Stellungnahme veranlassen; handle es sich um eine von den Hinterbliebenenen abzuzahlenden Schulddlast: In jedem Falle wird der Briefautor seine Adressaten und sich selbst überzeugen müssen, dass er sich nicht einfach deshalb das Leben nimmt, weil er sich aus der Verantwortung ziehen will – und in jedem Falle bildet eigentlicher Kern solcher Selbstrechtfertigungen das Begriffspaar ‚Schuld und Vergebung‘. Der Briefautor überlässt es seinen versammelten Angehörigen, die weder ‚lieb‘ angesprochen noch verabschiedet werden, über den hierdurch angeschnittenen Fragen zu grübeln und zieht sich aus der ‚irdischen‘ Verantwortung, von der er sich kein gutes Ende mehr zu erhoffen schien. Er geht, dem Text zu folgen, in der Erwartung, beim liebem Gott auf ‚offenere Ohren zu stoßen‘ – und lässt damit, was konsequent verschwiegen wird, einen gehörigen Teil der verhandelten Schuld bei seinen Angehörigen zurück.

## Briefanalyse II

Die folgende Abschiedsnotiz befand sich in der Bauchtasche eines 15-jährigen Schweizer Schülers katholischer Konfession, der 1988 geboren wurde und sich 2002 in den Tod gestürzt hat. Der Briefautor litt an chronischem Asthma und war nie in psychotherapeutischer Behandlung.

*Schuld an meinem Tod ist die Scheiss UNO und auch meine Schwestern.*

*PS: Scheiss Jugos [unterzeichnet mit Hakenkreuz]*

*Schuld an meinem Tod ist die Scheiss UNO und auch meine Schwestern.*

Ohne Anrede beginnt dieser Abschiedsbrief gleich mit einer Anklage. Der Briefautor macht die „Scheiss UNO“ und auch seine Schwestern für seinen Tod verantwortlich. Weshalb die Vereinten Nationen verflucht werden und inwiefern sie in einer Weise wie seine Geschwister schuld an seinem Ableben sein können, bleibt unklar, da jegliche Erläuterung oder Anklageausführung fehlt. Es ist, durch die Wortwahl „Tod“, nicht die Rede von Suizid, Selbsttötung oder Selbstmord, womit mögliche Eigenschuld bis hin zur Eigenbetätigung ausgeschlossen wird und der Tod des Briefautors als Mord durch andere erscheint.

*PS: Scheiss Jugos [unterzeichnet mit Hakenkreuz]*

*Post Scriptum* werden alle „Jugos“ – pejorative Bezeichnung für Slawen des ehemaligen Jugoslawien – mit der Wahl des sich wiederholenden Adjektivs „Scheiss“ diskreditiert, aber nicht beschuldigt. Dabei ist auffällig, dass seine letzten beiden Worte nicht für Abschiedsgrüsse oder ihm liebe Personen genutzt wurden, sondern, um seinem Hass einer fremden Kultur gegenüber Ausdruck zu verleihen. Anstelle einer persönlichen Unterzeichnung findet sich das Hakenkreuz, das Symbol des Deutschen Nationalsozialismus, das auf eine starke Gruppenidentität schliessen lässt und die zur Darstellung gebrachten Werte und Weltansichten des Briefautors durch einen weiteren Mosaikstein ergänzt.

## Kommentar zu Briefanalyse II

In obigem Text, an dem nur die Abkürzung „PS“ an die Gattung Brief erinnert, stehen die letzten Worte eines jungen Mannes, der nichts anderes als Anschuldigungen zu Papier bringt.

Mit der Wahl der Unterzeichnung geht die Individualität des Briefautors sowie seine Familienidentität in einer schaurigen kollektiven Identifikation unter. Möglich ist in diesem Zusammenhang auch die Identifizierung des Briefautors mit ‚dem Führer‘ selbst – Hitler hat sich, angesichts anstehender Kapitulation, umgebracht. Auch der Autor obigen Briefes scheint nach einem bitteren Kampf voller Hass kapituliert zu haben und entzieht sich dieser Kapitulation, indem er sich selbst das Leben nimmt und andere dafür verantwortlich macht.

Als Todesgrund gibt der Verfasser neben seinen Schwestern die „Scheiss UNO“, indirekt auch die „Scheiss Jugos“, an. Dass Letztere beiden mit einem Schimpfwort versehen werden, schafft eine Zäsur zwischen (unverfluchtem) Angehörigenkreis und (verachteten) überfamiliären Strukturen – dass es sich um dasselbe Schimpfwort handelt, verknotet Diskriminierung, Bevölkerungsgruppe und Internationalität zu einem ideologischen Gebilde, das nazistische Weltverschwörungstheorien anklingen lässt. Berücksichtigt man ihre Rolle als Klebestellen eines solchen Subtexts, wird deutlich, dass die Schimpfworte im Brief weit mehr leisten, als Ventile für angestaute Wut bereitzustellen – dem Fluch(en) eignet hier nicht zuletzt ein wunscherfüllender Aspekt: Die Verwünschungen des Suizidenten sind einerseits Teil der Erklärung für das Verlassen der Welt, andererseits ist es an ihnen, die Welt, die verlassen werden wird, allererst hervorzubringen: ‚Möge das so Verfluchte doch auf wundersame Weise tatsächlich (also auch für andere) „[s]cheisse sein!‘. Solches Ansinnen erschöpft sich nicht darin, anderen zu verderben, was man selbst nicht haben kann, sondern hilft in entscheidender Weise mit, wenn es darum geht, die eigene Person an ein bestimmtes Ideal anzunähern und eigene Taten zu rechtfertigen: ‚Möge die Welt so sein, wie sie sein müsste, dass mein Suizid nicht als Ausdruck von Ohnmacht, sondern als konsequentes Handeln im Wissen um ihre Verdorbenheit erscheint‘. Der Suizident war Asthmatiker, trug also eine körperliche Einschränkung mit sich, die ihn womöglich daran gehindert hat, im geschwisterlichen Konkurrenzkampf oder unter Gleichaltrigen die von ihm gewünschte Position einzunehmen – ein Umstand, der den in den Flüchen enthaltenen wünschenden Kern, bzw. das Vertrauen des Autors in eine magiegleiche Kraft des Schimpfworts noch schärfer hervortreten lässt.

Wenn letzte Worte als Vehikel von Wut und Hass gebraucht werden und auf die Verabschiedung von den nächsten Verwandten verzichtet wird, liegt aus psychoanalytischer Sicht vor allem folgende Hypothese nahe: Die Projektion unerwünschten Aspekten der eigenen

Person im Dienste der Stabilisierung der psychischen Integrität. Diesem Zerfall, sofern die Deutung zutrifft, hat der Briefautor durch (a) narzisstische Zufuhr via Identifikation mit Hitler und (b) der Stärkung der Selbst-Objekt-Grenze via primitiver „Gut-Böse“-Spaltungsmechanismen entgegengewirkt. Die Abschiedsnotiz hat der Suizident in seiner Jacke gelassen, womit seine nicht adressierten letzten Worte eher einem einsamen Schrei in die Welt als einem Abschiedsbrief, eher einer letzten Verwünschung als einer Botschaft ähneln.

## Briefanalyse III

Das dritte Abschiedsschreiben stammt von einem 34-jährigen, ledigen Schweizer aus protestantischer Familie, der 1967 geboren wurde und sich 2002 erhängt hat. Der Briefautor hatte keine chronischen physischen Leiden und befand sich, trotz Suizidandrohung, nie in psychotherapeutischer Behandlung.

*Bitte geht nicht ins Schlafzimmer, ich habe mich aufgehängt*

*Liebe Grüsse*

\*[Vorname Briefautor]

*Bitte geht nicht ins Schlafzimmer, ich habe mich aufgehängt*

Obiger Brief verzichtet auf eine Anrede und besteht lediglich aus einem zweiteiligen Satz, der zunächst eine Bitte formuliert und dann die Begründung seiner Bitte nachliefert.

„Bitte geht nicht ins Schlafzimmer,“ richtet sich durch die Wahl des Plurals an mehrere Personen – denkbar ist, dass es sich bei den Adressierten um Partnerin und Kinder handelt. Die Wahl des Suizidortes spricht für sich: Das Schlafzimmer ist ein intimer Ruhe- und Rückzugsort und wird von Paaren, gesetzt sie leben zusammen, in der Regel geteilt. Wenn sich ein Mann darin ums Leben bringt, nimmt er seiner Freundin nicht nur ihren Partner weg, sondern auch den Ort der Schläfs und der Ruhe.

Die Aussage „ich habe mich aufgehängt“ beherbergt einerseits die Information, dass der Briefautor sich umgebracht hat, und andererseits lässt sie den Leser wissen, wie dies geschehen ist. Auf informativer Ebene klärt der Brief in seiner Kürze so das *Was*, *Wie* und *Wo* des verkündeten Geschehens. Die Mitteilung „ich habe mich aufgehängt“ ist jedoch nicht nur Informationslieferant, sondern auch eine wirkungsmächtige Aussage, die zur bildlichen Evokation des Gelesenen drängt und damit in doppeltem Sinne einen performativen Widerspruch zur vorherigen Bitte bildet: (1) Wer den Brief zuerst findet, wird wahrscheinlich ins Schlafzimmer gehen, vielleicht in der Hoffnung, den Briefautor noch lebend anzutreffen, (2) die Vorstellung des erhängten Autors hat die Leser in der Imagination die Türschwelle bereits übertreten lassen.

*Liebe Grüsse*

*\*[Vorname Briefautor]*

Geschlossen wird der Brief mit der Abschiedsformulierung „liebe Grüsse“, worauf der Vorname des Briefautors folgt. „Liebe Grüsse“ ist eine Abschiedsformulierung, die in familiärem und freundschaftlichem Rahmen auftritt, indem Wiedersehen oder erneuter Kontakt zu erwarten ist – dass sie nach dem vorherigen Satz des Briefautors verstörend wirken kann, braucht nicht eigens ausgeführt zu werden.



### **Kommentar zu Briefanalyse III**

Obiger Abschiedsbrief ist wortkarg: Er verzichtet auf Motivnennungen, äussert sich nicht zu Testamentarischem und schenkt den Hinterbliebenen weder Segenswünsche, noch spricht er ihnen – zumindest manifest nicht – Schuld für seine Tat zu. Er bittet sie lediglich, den Ort zu meiden, an dem er sich das Leben genommen haben wird. Dass dieser Bitte nicht ohne das Risiko, potenzielle Rettungsversuche zu unterlassen, nachgekommen werden kann, wird vom Briefautor nicht kommentiert – bringt seine Leser aber in eine Konfliktsituation: Soll man, einen traumatischen Anblick in Kauf nehmend, ins Zimmer gehen und nachsehen, ob der Mann doch noch lebt? Oder soll man den Krankenwagen rufen und in der Hoffnung, keinen Rettungsversuch unterlassen zu haben, warten? Angst und Schrecken bleiben den Lesern in keinem der beiden Fälle erspart, in letzterem kommt zudem das Risiko hinzu, sich wegen unterlassener Hilfestellung schuldig, gleichsam zum ‚Mitmörder‘ zu machen.

Weshalb ein Abschiedsbriefschreiber diese Dynamik initiiert, ist nicht ohne Weiteres klar. In Anlehnung an Menningers Wunschtriade liesse sich die Hypothese formulieren, dass er den unausgesprochenen Wunsch hatte, ermordet zu werden. Vielleicht hatte er auch das Gefühl, in den Tod getrieben worden zu sein, und wollte einen Teil der Verantwortung seiner Tat an die Angehörigen delegieren. Angesichts des gewählten Suizidortes – das intime, in der Regel Ruhe-, Geborgenheit und Sicherheit spendenden Schlafzimmer – liegt die Vermutung nahe, dass sich der Suizident für etwas ihm Widerfahrenes revanchieren wollte, indem er seinen Nächsten die Wohnung unbewohnbar macht. Derartige Wahl schliesst aus, das Zweck des Abschiedsbriefes der Schutz der Angehörigen war: Hätte er ihnen mit seinem Schreiben lediglich den traumatisierenden Anblick seines hängenden Körpers ersparen wollen, hätte er sich sein Leben fernab des gemeinsamen Wohn- und Lebensraums genommen – und einen Brief geschrieben in der Art des folgenden, von einem in ähnlichem Alter verstorbenen Suizidenten verfassten: „Bin beim Wasserfall im Loch oben. Es tut mir leid.“

## Briefanalyse IV

Das letzte Abschiedsschreiben stammt von einer 22-jährigen, ledigen Schweizerin mit protestantischem Hintergrund, die 1981 geboren wurde und sich 2002 in den Tod gestürzt hat. Die Briefautorin hatte keine chronischen physischen Krankheiten und befand sich, trotz Suizidankündigung und psychiatrischer Diagnose im Rahmen eines Poliklinikaufenthalts (affektive Störung), nie in psychotherapeutischer Behandlung.

*Liebes Mami, ich halte es nicht mehr aus mein Leben wird immer leerer und leerer. ich weiss niemand hat es leicht, doch wen man nicht mehr will, will man einfach nicht mehr. Du bist der Mensch den ich am meisten Liebe auf dieser Welt.*

*Ich weiss das Du für mich weiter lebst ich wollte schon immer gehen, den Mut hatte ich nie doch jetzt wird es Zeit dafür. Ich bin wenigstens nicht allein \*[weiblicher Vorname] begleitet mich.*

*Denke immer daran wir sind Deine Schutzengel. Ziehe weit weg von \*[weiblicher Vorname], bleib bei \*[männlicher Vorname] er hat Dich sehr gern und \*[weiblicher Vorname] braucht Dich immer*

*In liebe Deine*

*\*[Vorname Briefautorin]*

*Liebes Mami,*

Dieser Brief beginnt mit einer Anrede an die eigene Mutter, die mit der Bezeichnung „Mami“ [schweizerdeutscher Ausdruck für Mutti] eine liebevolle, kindlich anmutende Note bekommt.

*ich halte es nicht mehr aus mein Leben wird immer leerer und leerer.*

Der Brief schreitet direkt zur Nennung einer Suizidmotivation: Die Briefautorin „halte es nicht mehr aus“, ihr Leben werde „immer leerer und leerer“. Die Autorin teilt damit mit, an psychischem Schmerz zu leiden, den sie mit einer progressiven Sinnentleerung ihres Lebens verbindet.

*ich weiss niemand hat es leicht, doch wen man nicht mehr will, will man einfach nicht mehr.*

Imaginär nimmt die Briefautorin eine Anklage vorweg – ‚niemand hat es leicht‘ – deswegen macht man sich nicht einfach aus dem Staub‘ – und reagiert auf diese, indem sie bekennt zu wissen, dass niemand es leicht hat. „Doch“ – und hier kommt eine Rechtfertigung eigentümlicher Art – „wen man nicht mehr will, will man einfach nicht mehr“. Interessant, dass aus dem ‚Nicht-mehr-Können‘ im Moment der Rechtfertigung ein ‚Nicht-mehr-Wollen‘ geworden ist: Wäre es nicht, im Moment der Rechtfertigung, strategisch klüger zu sagen, man konnte nicht mehr, als man wollte nicht mehr? Gleichzeitig kann die Referenz auf den intakten eigenen Willen als selbstwertstabilisierend gelesen werden, da die Briefautorin ihrer Mutter damit mitteilt, nicht geisteskrank zu sein, denn sie verfügt noch immer über einen eigenen Willen. Die anfängliche Botschaft der Sinnentleerung und des Endes der eigenen Kapazitäten wird umgewandelt; dem Leser wird nun mitgeteilt: ‚Ich bin nicht geisteskrank, sondern ich habe aus freiem Willen entschieden, diese Qualen nicht mehr erleiden zu wollen.‘

*Du bist der Mensch den ich am meisten Liebe auf dieser Welt.*

Der Mutter wird mitgeteilt, sie sei der „Mensch“, den die Briefautorin „am meisten Liebe auf dieser Welt“. Dass diese Liebe nicht ausreichend zum Weiterleben motiviert, wird dabei nicht thematisiert. Der Vater und potenzielle Geschwister werden nicht erwähnt.

*Ich weiss das Du für mich weiter lebst ich wollte schon immer gehen, den Mut hatte ich nie doch jetzt wird es Zeit dafür.*

Mit Gewissheit stellt die Tochter fest, dass ihre Mutter für sie weiterleben wird. Damit fordert sie ihre Mutter implizit auf, ihr eigenes Leben zugunsten der Verwirklichung dessen, was die Tochter vielleicht gerne erreicht und gemacht hätte, aufzugeben. Sie fordert die Mutter auf, ihr

eigenes Leben zu begraben und ihren Körper und ihr Leben den Lebenswünschen der Tochter als grosszügige Gast/Grabstätte bereitzustellen. Weiterhin eröffnet die Tochter ihrer Mutter, „schon immer“ gewollt zu haben, von dieser Welt zu gehen, aber dafür den nötigen Mut nicht gefunden zu haben. Jetzt aber „wird es Zeit dafür“. Damit positioniert sich die Briefautorin als jemand, der auf dieser Welt nie zu Hause gewesen ist, und dies tut sie in einem Schreiben an ihre Mutter – Mütter sind jene Personen im Leben eines Menschen, die dafür sorgen, dass ihre Kinder in der Welt ein geborgenes Zuhause haben. So lässt sich vermuten, dass an obigen Zeilen ein stummer Vorwurf an die Mutter mitgewirkt hat: Wieso hast Du mir kein haltendes, Geborgenheit spendendes Heim schenken können? Der Leser erfährt des Weiteren, dass die Briefautorin sich bisher nur noch nicht ums Leben gebracht hat, weil ihr der Mut dazu gefehlt habe. Hatte sie Angst? Und wenn ja, wovor? Weshalb es jetzt an der Zeit sei, zu gehen und woher sie nun den Mut dafür findet, bleibt unerläutert.

*Ich bin wenigstens nicht allein \*[weiblicher Vorname] begleitet mich.*

Das „wenigstens“ referiert einerseits auf einen Mut stiftenden Faktor für den anstehenden Suizid, andererseits auf einen ‚mildernden Umstand‘ der kommenden Tat, so als ob der Mutter mitgeteilt wird, sich dann weniger Sorgen machen zu müssen. Interessant ist dabei die ‚Hauptrolleneinnahme‘ der Briefautorin. Sie wird von ihrer Freundin „begleitet“, so, als ob Letztere nur zu Gunsten der Begleitung der Briefautorin ihrem eigenen Leben ein Ende setzen würde.

*Denke immer daran wir sind Deine Schutzengel.*

Die Mutter wird aufgefordert „immer daran“ zu denken, dass die beiden Suizidentinnen ihre Schutzengel sind. Das Wort „immer“ referiert dabei zugleich auf den Wunsch der Tochter, von der Mutter nicht vergessen zu werden, immer einen Platz in ihren Gedanken behalten zu können.

*Ziehe weit weg von \*[weiblicher Vorname], bleib bei \*[männlicher Vorname] er hat Dich sehr gern und \*[anderer weiblicher Vorname] braucht Dich immer*

Der Mutter wird zum Schluss, als ob die Briefautorin bereits ein alles überblickender Engel wäre, mit Beziehungs- und Lebensgestaltungen beauftragt. Mit der Positionseinnahme der Allwissenheit sieht sich die Briefautorin in der Lage, die Mutter allumfassend anzuleiten.

*In liebe Deine*

*[\*Vorname]*

Die Liebe zur Mutter wird mit der Abschiedsformulierung „In liebe Deine“ noch ein Mal bekräftigt.

## **Kommentar zu Briefanalyse IV**

Auch in diesem Brief ist explizit keine Rede von Schuld. Im zweiten Satz wird jedoch eine Rechtfertigung vorgenommen, die auf eine implizit vorweggenommene Anschuldigung schliessen lässt.

Die Briefautorin obigen Briefes scheint fest daran zu glauben, sie werde nach ihrem Tod, zusammen mit ihrer Suizidgefährten, ein Engeldasein führen. Sie imaginiert, ihr leeres – real nicht besetztes – Leben via Suizid zugunsten eines schöneren Lebens verlassen zu können. So erscheint ihre Selbsttötung als Reise von der Erde in den Himmel, auf welcher die Seele den irdischen Körper verlässt und zum himmlischen Engel wird, der noch Blicke auf die Welt werfen kann und der geliebten Mutter beschützend zur Seite stehen wird.

Obschon die Liebe zur Mutter mehrfach betont wird, ist fraglich, inwieweit die Briefautorin zur ‚reifen‘ Liebe, die nur im Getrenntsein möglich ist, fähig war: Die Mutter erscheint im Brief als erweitertes Selbst ihrer Tochter. Letztere meint nicht nur zu wissen, was ihre Mutter zu tun hat, sondern auch, dass die Mutter für sie weiterleben wird. Es scheint, dass die Briefautorin kein von der Mutter getrenntes (Körper-)Selbst entwickeln konnte, sonst würde sie nicht in aller Selbstverständlichkeit postulieren, ihre Mutter würde für sie weiterleben. Die Briefautorin erkennt nicht, zumindest markiert sie eine solche Erkenntnis nicht, dass sie damit von der Mutter verlangt, einen psychischen Tod zu sterben, um ihren Körper dem fiktiven Weitergang des Lebens ihrer toten Tochter zu geben. Auch die Markierung der sich ebenfalls suizidierenden Freundin als ‚Begleiterin‘ weist darauf hin, dass die Briefautorin kein Konzept und kein Erleben anderer Subjekte hat.

Obiger Abschiedsbrief liest sich mit psychoanalytischen Augen als letzter Versuch einer Adoleszenten, das Scheitern an der Realität zu vermeiden, indem via Dissoziation von Körper-Selbst und psychischem Selbst (Gerisch, 2003) die Reise in eine angenehmere Welt initiiert wird. Die Idee: Ein leeres, nicht mehr auszuhaltendes Leben wird gegen schönes Engeldasein ausgetauscht. Die Engelfantasie deutet auf eine weibliche und destruktive narzisstische Dynamik. Der Mutter, die das irdische Weiterleben übernimmt, wird Schutz und allwissender Rat geboten, so dass Schuldgefühle obsolet werden. Angst vor der neuen Welt braucht die Suizidentin auch nicht zu haben, da sie begleitet wird, womit auch versucht wird, der Einsamkeit des anstehenden Todes zu entgehen. Im Rahmen einer spezifischen Form des erweiterten Suizids (zwei Personen scheiden hier gemeinsam aus dem Leben) mobilisiert die Briefautorin defensive Omnipotenzfantasien (Grimmer, 2012) und unternimmt damit den

radikalen Versuch, der vernichtenden Lebensleere und dem eigenem Nichtigkeitsempfinden zu entkommen.

## Diskussion

Abschiedsbriefe sind Bühnen, auf denen Suizidenten sich eine letzte Selbstinszenierung ermöglichen. In vorliegendem Artikel wurde anhand von vier Abschiedsbriefen untersucht, wie sich die Suizidenten vor dem adressierten Publikum auf ihr bewegen.

In einem ersten Schritt haben wir Kommunikationsakte einer moralisch prekären Tat beleuchtet. Basierend auf Forschungsarbeiten zu Abschiedsbriefen (Jacobs, 1982; Drew, 2006; Graitl, 2012, McClelland et al., 2000) wurde als zentrale diskursive Thematik bei Suizid die Schuldverhandlung identifiziert und auf dieser Grundlage die Brücke zu Praktiken der Wiedergutmachung und Vergebung geschlagen. Methodisch wurde dafür analog zu Graitls (2012) Anwendung der objektiven Hermeneutik (Oevermann et al., 1979; Wernet, 2000) vorgegangen. Drei Möglichkeiten (sowie deren Mischformen) stehen Abschiedsbriefschreibern im Angesicht der potenziell moralischen Verwerflichkeit ihrer anstehenden Tat zur Verfügung: Die im Raum stehende Schuld auf sich nehmen (wie in Brief I), die besagte Schuld dem Umfeld zuschreiben (wie in Brief II), äussere Umstände als Beschuldigungsmöglichkeit heranziehen (wie in Brief II). Wir haben diesen ‚Raum‘ als Schnittbereich zweierlei Felder in den Blick genommen: eines diskursiver Praktiken auf der einen, eines psychischen Geschehens auf der anderen Seite.

Die Regulation von Schuld zieht im Alltag Praktiken der Wiedergutmachung (die meist einer ökonomischen Tauschlogik und/oder finanzieller Restitution und Entschädigung folgen), oder aber die Frage nach möglicher Vergebung nach sich. Ähnliches lässt sich auch in einer Mannigfaltigkeit von Abschiedsbriefen nachweisen (z. B. bemühen sich Suizidenten oft, sei es implizit oder explizit, darum, testamentarische Wiedergutmachung in die Wege zu leiten, oder durch rhetorisches Geschick die Chancen auf Verzeihung zu erhöhen).

Unsere Arbeit lässt sich aus mehreren Perspektiven kritisch beleuchten. Einerseits teilt sie die Schwierigkeit jeder Abschiedsbriefforschung: Der Autor des Briefes ist tot und so ausserstande, zum Geschriebenen, bzw. dessen Interpretation Position zu beziehen. Damit entfällt eine wichtige Validierungsmöglichkeit, die insbesondere für eine psychoanalytische Exegetik ein zentrales methodisches Instrument darstellt. Wenn Analysanden Geschehnisse oder Gedanken erzählen, von denen sie annehmen, der Analytiker könnte sie als moralisch verwerflich taxieren, kommen auch Abwehrprozesse und rhetorische Mittel zum Einsatz, in einer Therapiesituation nun hat der Analytiker die Möglichkeit, Fragen zu stellen, oder andere Interventionen vorzunehmen, mit denen er seine Hypothesen im Sinne der Fruchtbarkeitsthese (Kläui, 2008) prüfen kann: Bringt seine Intervention mehr Material hervor, wird die Hypothese



Berechtigung haben, führt sie hingegen zu nichts, muss er seine Annahme womöglich revidieren oder, zumindest vorerst, in den Hintergrund stellen. Von solchen Möglichkeiten können Abschiedsbriefforscherinnen aus offenkundigen Gründen nicht Gebrauch machen.

Hinzu kommt, wie verschiedene empirische Forschungen aufgezeigt haben, dass Suizidenten, die mehrere Abschiedsbriefe hinterlassen, je nach Adressat unterschiedlich argumentieren (z. B. Jacobs, 1982; McClelland et al., 2000). Die Briefe weisen zuweilen so hohe semantische Variation auf, dass nur Computerprogramme einen gemeinsamen Urheber eruieren konnten (Shapero & Blackwell, 2012; Tuckman & Ziegler, 1968). Es ist also gut möglich, dass die Autoren obiger vier Abschiedsbriefe einen ganz anderen Abschiedsbrief hinterlassen hätten, wenn ihr Brief an eine andere Person gerichtet gewesen wäre. Mit zwei Argumenten kann diese Problematik jedoch eingegrenzt werden: (1) Die Autoren haben sich entschieden, nur einen Brief zu schreiben und es ist denkbar, dass der Brief an die Person(en) adressiert wurde, die für den Suizidanlass sowie dessen Kommunikation von grösster Bedeutung waren, und (2) wo der Suizidakt an sich, wie bei Brief III, elementar für das Verständnis des Abschiedsbriefes ist, fällt die Kritik weg.

Einzelfallanalysen von Abschiedsbriefen sind in der Forschungslandschaft untervertreten. Dabei sind sie, gerade auch für Psychoanalytiker, wertvolle Quellen: Der Versuch, am sprachlichem Geschehen zu verfolgen, wie Abwehrprozesse und rhetorische Methoden sich die Hand reichen und wie wunscherfüllende Aspekte, worunter im Weiteren Sinne auch die Schuldregulation im Dienste des Briefautors fällt, sich vollziehen, eröffnet ein Feld, das noch lange nicht ausgelotet ist.

## Literaturverzeichnis

- Abelin, E. L. (1971). The role of the father in the separation-individuation process. In J. B. McDevitt & C. F. Settlage (Eds.), *Separation-Individuation: Essays in honor of Margaret S. Mahler* (pp. 229–252). New York: Int. Univ. Press.
- Abraham, K. (1924). *Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen*. Internationaler Psychoanalytischer Verlag: Leipzig – Wien – Zürich.
- Dammann, G. (2012). Narzissmus – Wichtige psychodynamische Konzepte und ihre Auswirkungen auf die klinische Praxis. In G. Dammann, I. Sammet & Grimmer B., *Narzissmus: Theorie, Diagnostik, Therapie* (S. 15–49). Kohlhammer: Stuttgart.
- Drew, P. (2006). When documents ‘speak’: Documents, language and interaction. In P. Drew, G. Raymond & Weinberg D., *Talk and interaction in social research methods* (pp. 63–80). Sage: London.
- Etzersdorfer, E. (1998). Freuds Sicht der Suizidalität. *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, XIII(3), 245–269.
- Frei, A., Bucher, T., Walter, M., & Ajdacic-Gross, V. (2013). Suicides in the Canton of Lucerne over 5 years: subjects with and without psychiatric history and diagnosis. *Swiss Medical Weekly*, 143:w13779. doi: 10.4414/smw.2013.13779
- Frei, M. (2008). Vertrauensaufbau im Erstgespräch mit Patienten nach Suizidversuch. *Lizenziatsarbeit, Universität Zürich*.
- Freud, S. (1989). Trauer und Melancholie. In *GW X* (S. 427–446). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1916/1917)
- Freud, S. (1983). Psychopathologie des Alltagslebens. In *GW IV*. S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1901)
- Freud, S. (1976a). 1924, Das ökonomische Prinzip des Masochismus. In *GW XIII* (S. 369–383). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1924)
- Freud, S. (1976b). Das Ich und das Es. In *GW XIII* (S. 235–289). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1923)

- Freud, S. (1976c). Jenseits des Lustprinzips. In *GW XIII* (S. 1–69). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1920)
- Gerisch, B. (2012). *Suizidalität*. Psychosozial-Verlag: Giessen.
- Gerisch, B. (2003). *Die suizidale Frau: Psychoanalytische Hypothesen zur Genese*. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Gerisch, B. (1998). *Suizidalität bei Frauen. Mythos und Realität – Eine kritische Analyse*. edition diskord: Tübingen.
- Graitl, L. (2012). *Sterben als Spektakel*. Springer VS: Wiesbaden.
- Grimmer, B. (2012). Narzissmus und Adoleszenz. In G. Dammann, I. Sammet & Grimmer B., *Narzissmus: Theorie, Diagnostik, Therapie* (S. 15–49). Kohlhammer: Stuttgart.
- Henseler, H. (1974). *Narzisstische Krisen: Zur Psychodynamik des Selbstmords*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jensen, V. W., & Petty T. A. (1958). The fantasy of being rescued in suicide. *Psychoanalytic Quarterly*, 27(3), 327–339.
- Kind, J. (2011). *Suizidal: Die Psychoökonomie einer Suche*. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Litman, R. E. (1979). Sigmund Freud on suicide. In E. S. Schneidmann, N. L. Farberow & Litman R. E., (Eds.), *The psychology of suicide* (pp. 565–586). Science House: New York.
- Maltsberger, J. T. (2004). The descent into suicide. *The International Journal of Psychoanalysis*, 85, 653–668.
- McClelland, L., Reicher, S., & Booth, N. (2000). A last defence: The negotiation of blame within suicide notes. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 10(3), 225–240.
- Menninger, K. (1933). Psychoanalytic aspects of suicide. *International Journal of Psychoanalysis*, 14, 376–390.

- Mentzos, S. (2009). *Lehrbuch der Psychodynamik: Die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen*. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Mentzos, S. (1994). *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr* (3. Aufl.). Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352–434). J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung: Stuttgart.
- Osgood, C. E., & Walker, E. G. (1959). Motivation and language behavior: A content analysis of suicide notes. *Journal of Abnormal & Social Psychology*, 59(1), 58–67.
- Sanger, S., & Veach, P. M. (2008). The interpersonal nature of suicide: A qualitative investigation of suicide notes. *Archives of Suicide Research*, 12(4), 352–365. doi:10.1080/13811110802325232
- Shapero, J. J., & Blackwell, S. A. (2012). ‘There are letters for you all on the sideboard’: What can linguists learn from multiple suicide-note writers? In S. Tomblin, N. MacLeod, R. Sousa-Silva, & Coulthard M. (Eds.), *Proceedings of the international association of forensic linguists’ tenth biennial conference* (pp. 225–244). Birmingham: Centre for Forensic Linguistics.
- Tuckman J., & Ziegler, R. (1968). A comparison of single and multiple note writers among suicides. *Journal of Clinical Psychology*, 24(2), 179–180. doi:10.1002/1097-4679(196804)24:2<179::AID-JCLP2270240209>3.0.CO;2-R
- Wernet, A. (2000). *Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik*. Leske + Budrich: Opladen.

## **Manuskript 4**

### **„Du hast mir nie gegeben was ich brauchte“ – Analyse eines Abschiedsbriefs mit psychoanalytischem Kommentar**

**Dragica Stojkovic, Brigitte Boothe, Andreas Frei, Jörg Frommer, Marc Walter**

#### **Abstract**

In vorliegender Arbeit wird der Abschiedsbrief eines 23-jährigen Suizidenten, der an dessen Mutter gerichtet ist, Satz für Satz analysiert und anschliessend auf der Grundlage psychoanalytischer Suizidtheorien kommentiert. Horizont der Briefanalyse bildet die Frage nach dem sprachlich-rhetorischen Umgang mit Schuld in Praktiken der Anklage, Erklärung, Rechtfertigung und (Bitte um) Vergebung. Ein besonderes Augenmerk bei der Auseinandersetzung mit den im Brief in Gebrauch genommenen Tropen und Argumentationsstrategien gilt dabei den funktionalen, insbesondere beziehungsmodulierenden und wunscherfüllenden Aspekten des Suizids, die am Leitfaden von (a) Adoleszenz als Entwicklungsaufgabe, (b) Freuds erster Triebtheorie sowie der Theorie der Aggressionsumkehr, (c) Suizid als Regulation der narzisstischen Ökonomie und (d) dem Konzept der frühen Triangulation genauer beleuchtet werden.

#### **Abstract**

The following article examines the suicide note of a 23-year-old man addressed to his mother. A phrase-for-phrase breakdown of the letter is complemented by an in-depth commentary of its contents on the basis of psychoanalytic theories of suicide. The focus of the article lies on the regulation of guilt in practices of accusation, explanation, justification and (asking for) forgiveness. The discussion of the figures of speech and argumentative strategies of the letter pays special attention to the functional aspects of suicide (notably: suicide as a form of wish fulfillment; suicide as a mean of regulating relationships) which are explored in detail in engaging with (a) the developmental task of adolescence (b) Freud's early drive theory and the theory of auto-aggression (c) suicide as a regulative factor within the narcissistic economy and (d) the concept of triangulation.

Letzte Worte geben Auskunft über das Leben, nicht den Tod (Magenau, 2013). In Abschiedsbriefen werden Erklärungen abgegeben und Motive benannt, testamentarische Angelegenheiten geregelt, Beziehungen thematisiert, Angehörigen wird Segen oder Fluch mitgegeben und Taten, eigene oder die anderer, werden verurteilt oder gerechtfertigt. Der Grossteil der Abschiedsbriefforschung hat sich zur Aufgabe gemacht, die Motivlage – die Frage nach dem „Wieso“ – von Suizidenten zu ergründen (für einen Überblick über den Stand der Abschiedsbriefforschung siehe Stojkovic et al., in Vorbereitung). Nicht selten wird dabei die Position vertreten, dass es sich bei Abschiedsbriefen um uneigennützig und akkurate Übersetzungen des Seelenlebens des Suizidenten handle.

Entsprechend ausgerichtete Ansätze sind unter vielen Gesichtspunkten höchst aufschlussreich – laufen jedoch Gefahr, einen konstitutiven Zug ihres Gegenstands zu unterschlagen: Mit Ausnahme der Arbeiten von Jacobs (1982), McClelland und Kollegen (2000) und Drew (2006) bleibt unberücksichtigt, dass Abschiedsbriefe nicht zuletzt die Funktion erfüllen, die Persönlichkeit ihres Verfassers um willen einer überzeugenderen Rechtfertigung der anstehenden Tat wunschgemäss zu modifizieren (vgl. Stojkovic, Frei, & Walter, 2013), in manchen Fällen gar: sich nichts weniger zum Ziel gesetzt haben, als die Person, über deren Freitod Rechenschaft abgelegt werden soll, allererst herzustellen. Abschiedsbriefe sind weder geheime Tagebucheinträge noch Protokolle freien Assoziierens in einem geschützten therapeutischen Rahmen – vielmehr stellen sie die letzte Möglichkeit zur Selbstinszenierung eines Suizidenten dar.

Die Frage nach Legitimier- und Entschuldbarkeit begleitet die diskursive Auseinandersetzung mit Suizid seit ihren Anfängen: Wer einen Abschiedsbrief verfasst, vollzieht Handlungen in einem sozialen Raum, in dem es durch gezielte Inszenierung der eigenen Zurechnungsfähigkeit und Überzeugungskraft Stellung gegenüber Missbilligung und Verurteilung zu beziehen gilt. Die Einsicht, dass die Kommunikation von moralisch prekären Taten eine spezifische Agenda (Verhandlung von Schuld, Reparationsversuche an der Wahrnehmung eigenen Person) verfolgt, wurde von diskursiven Psychologen (vgl. z. B. Potter, 2012) bereits für Themen wie öffentliche Stellungnahme zu Ehebruch (Lätsch, 2013), Erzählungen von Pädosexuellen (Lätsch, 2012) und Rechtfertigungen früherer Tätigkeit als Spitzel in einem totalen Regime (Tileaga, 2011) fruchtbar gemacht.

In vorliegender Arbeit werden wir eine genaue Satz-für-Satz-Analyse eines Abschiedsbriefes vornehmen. Die Lektüreergebnisse werden anschliessend von psychoanalytischer Warte aus kommentiert. Leitend für die folgende Untersuchung werden die Annahmen sein, dass (1) auch letzte Worte, ob beabsichtigt oder *nolens volens*, stets Züge in einem öffentlichen Spiel

darstellen, über dessen Regeln, mag er sie auch zu modifizieren versuchen, der Verfasser eines Abschiedsbriefes nie gänzlich verfügen kann; dass (2) eine wesentliche Stossrichtung solcher Partizipation in der Auseinandersetzung mit, bzw. Einflussnahme auf die moralische Diskreditierung von Suizid als diskursive Konstante eines Verfasser und Rezipienten gemeinsamen kulturellen Erbes bestehe; und dass (3) der wissenschaftlichen Beleuchtung der sprachlich-rhetorischen Manifestationen solcher Regulationsversuche die Bezugnahme auf psychoanalytische Erklärungsmodelle von Suizid in hohem Masse zum Nutzen gereiche.

## **Der Abschiedsbrief**

Folgender Brief stammt von einem 23-jährigen ledigen Schweizer Studenten, der 1981 geboren wurde und sich 2004 erhängt hat. Der Briefautor war nie in psychotherapeutischer Behandlung und hatte keine chronischen physischen Krankheiten (zum Datensatz, welchem der Brief entstammt, siehe Frei et al., 2013).

*Liebe Mama,*

*Ich glaube du hast schon immer gewusst, dass ich dich innerlich zu tief hasste. Darum war ich wohl immer auf Papas Seite. Das war ja auch der Grund, warum ich Dich nicht küssen konnte. Du hast mir nie gegeben was ich brauchte. Du hast mir die Ferien nicht gegönnt. Du hast mir das Studium nicht gegönnt, ja du hast mir nicht einmal meine Freundin gegönnt. Als ich und \*[weiblicher Vorname] mit \*[weiblicher Vorname] nach \*[Ortschaft] tanzen gingen, hast du mir wieder einmal in aller Deutlichkeit gezeigt, wie viel ich dir wert bin. Du hast den Schlüssel als Verhandlungspoker genommen um zu hören wie wichtig du mir bist. Ich musste dich dann dich einfach schnell anlügen, damit ich nur 5minuten Verspätung hatte. Du wusstest genau, dass ich dort schwer verliebt war. Du nutztest die Situation einfach aus. Es war für mich wie du mit einem Dolch in mein Herz herumstocherst. Ich glaube ich bin in keinem anderen so verwerflichen Mensch wie dir in meinem ganzen Leben begegnet. Die Beziehung zu \*[weiblicher Vorname] und zu ihrer Familie hat mir gezeigt, wie wundervoll und schön das Leben sein könnte. Aber du hast mir mal selber gesagt, ein Kind dass seine Mutter nicht liebt, ist nicht fähig eine andere Frau zu lieben. Und ich bin nicht fähig! Denn zutiefst hasse ich dich! „Im Vaterunser heisst es vergebt euren Schulder, damit euch vergeben wird“. Es heisst aber auch, dass man darum bitten soll. Du hast dich jedoch nicht einmal bei mir für die vielen*

*Streitereien und der Trennung entschuldigt. Nicht einmal! Nicht Ansatzweise! Wie soll ich dir das vergeben. So wie mein Leben bisher gelaufen ist vor allem die Beziehung zu Dir, reite ich genauso ins Verderben wie Papa. Darauf habe ich keine Lust. Du solltest mir eigentlich Dankbar sein, über den Zeitpunkt meines Todes. Jetzt kannst du in als „Liebeskummer“ verkaufen. Ich weiss wie Verlogen dass du bist!*

*Wenn Dir wirklich etwas an mir gelegen ist, dann bezahlst du und zwar ganz alleine du meine Beerdigung. Darfst es ja auf die billigste Art machen. Habe es wohl nicht anderst verdient!*

*Ich weiss dass ich gemäss Bibel etwa gemacht habe, was ich nicht tun sollte. Aber ob in der Hölle der Erde, oder Hölle in der richtigen Hölle, kommt wohl nicht so drauf an. Du wirst früher oder später wieder bei mir auftauchen.*

*Vielleicht gibt dir diese Tat einen Denkanstoss, vielleicht ist auch das nutzlos, wie alles andere. Und jetzt nur keine falsche Führsorge bei \*[weiblicher Vorname]. Ich weiss genau warum du sie nicht in \*[Schweizer Stadt] haben wolltest. Das Geld war dir wohl wichtiger. So verachtenswert bist du! Das Beste ist wohl, wenn du die Gewalt über \*[weiblicher Vorname] abgibst und ihr noch mit Rat und Tat zur Seite stehst*

*Güsse \*[Vorname Briefautor]*

*PS: \*[männlicher Vorname], verlass sie jetzt nicht. Sie braucht dich jetzt. und bitte wenn ihr euch so als Messias der Bibel ausgeben, handelt wenigstens ein bisschen danach und sorg selber zu deiner Frau!*



## Briefanalyse

*Liebe Mama,*

Der Abschiedsbrief beginnt mit einer persönlichen, liebevoll anmutenden Anrede an die eigene Mutter: Es ist die Rede von einer „liebe[n] Mama“, auf den Ausdruck ‚Mutter‘ und die Nennung eines Namens wird verzichtet.

*Ich glaube du hast schon immer gewusst, dass ich dich innerlich zu tief hasste.*

Der erste Satz des Briefes beginnt mit einer Glaubens- und schreitet dann zu einer Hassbekundung. Der Briefautor meint, dass die Mutter „schon immer gewusst“ habe, dass er sie „innerlich zu tief hasste“. Dass der Briefautor dies im Modus des Glaubens und nicht des Wissens konstatiert, könnte daran liegen, dass er seiner Mutter zuvor nie explizit mitgeteilt hat, was er hier mit seinen letzten Worten bekundet. Verwunderlich ist der Ausdruck „schon immer“ – hat der Briefautor seine Mutter seit jeher gehasst oder erst nach einem einschneidenden Erlebnis? Hat er sie überhaupt je gehasst? Ein weiterer Hinweis auf die Erstformulierung der Gefühle der Mutter gegenüber liefert das Wort „innerlich“. *Ex negativo* lässt es ein harmonisches ‚Äusseres‘ erscheinen, in dem nie die Rede von einer hasserfüllten Beziehung war. Des Weiteren fällt auf, dass der eigene Affekt ins Präteritum gesetzt wird: Hasste der Briefautor seine Mutter in der Zeit vor seinem Suizid, während seines letzten Schreibakts aber nicht mehr? Der erste Satz spannt also einen Bogen zwischen Gegensatzpaaren: glauben–wissen, innerlich–äusserlich; tief–oberflächlich; lieben–hassen. Zudem kommt der erste Satz für den unbeteiligten Leser überraschend: Nach der Anrede „liebe Mama“ ist eine Hassbekundung gegenüber Letzterer erstaunlich vor allem anderen.

*Darum war ich wohl immer auf Papas Seite.*

Mit „darum“ wird angedeutet, dass folgende Aussage als Konsequenz des vorherigen Satzes erscheinen soll. Das „wohl“ aktualisiert das Ungewissheitsmoment, das zu Beginn des Briefes (mit der Aussage: „ich glaube“) begegnet. Wieder erscheint das Wort „immer“ und mit ihm auch eine Ebnung der Zeit. Mit den Worten „Papas Seite“ wird neben Kind (Briefautor) und Mutter (Adressatin) eine dritte Figur, der „Papa“, installiert. Die Triade hält indes nicht lange als Triade an, erste Allianzen werden gebildet: Seiten hat es zwei (nämlich Vater und Mutter, die so als Opposition, nicht als Paar begegnen), zwischen denen der Sohn sich zu entscheiden hat. Dieser schlägt sich hier auf die Seite des Vaters.

*Das war ja auch der Grund, warum ich Dicht nicht küssen konnte.*

Der dritte Satz wird wieder kausal an den vorherigen gekettet: Der Briefautor habe seine Mutter nicht küssen können, da er auf der Seite seines Vaters war. Eine interessante Fehlleistung folgt: Anstatt „Dich“ schreibt der Autor „Dicht“; zudem wird ‚Dich‘ nun gross geschrieben, zuvor erschien es klein. Diese Form von Höflichkeit schafft Distanz, die durch die Fehlleistung performativ wieder unterlaufen wird. Obschon auf Seite von „Papa“, ist die „Mama“ „Dicht“ dran. Aber der Briefautor konnte (wieder im Präteritum formuliert!) sie nicht küssen – zwei Küssende brauchen schliesslich auch Abstand, der im Akt des Küssens lustvoll überwunden wird. Das Wort „küssen“ erscheint hier in Begleitung einer Negation und der Briefautor betont, dass er seine Mutter nicht küssen konnte – nicht, dass er sie nicht küssen wollte. Interessanterweise wird dieses Unvermögen nicht – direkt – auf den zu Beginn des Briefes postulierten Hass bezogen. Im Kontext seiner Begründung wird vielmehr der Vater auf den Plan gerufen: Die Kussunfähigkeit des Briefautors gründe darin, dass er sich auf „Papas Seite“ befinde. Dem Vater wird so Mitverantwortung an der Unmöglichkeit, die Mutter zu küssen, sowie dem postulierten Hass gegenüber selbiger zugesprochen.

*Du hast mir nie gegeben was ich brauchte.*

Nun folgt eine direkte Beschuldigung der Mutter: Sie habe dem Briefautor „nie gegeben was [er] brauchte“. Das „nie“ lässt sich als Pendant zum „schon immer“ im ersten Satz bzw. „immer“ im zweiten lesen. Hier wird die Mutter radikal entwertet und als Rabenmutter positioniert, die jegliche Bedürfnisse ihres Sohnes ungestillt liess.

*Du hast mir die Ferien nicht gegönnt.*

Obiger Satz lässt sich als Versuch eines Beweises dafür lesen, dass es sich tatsächlich um eine miserable Mutter handelt. Jedoch fehlen hier totale Zeitangaben wie „schon immer“ oder „nie“. Die Negationsform („nicht“) wird hingegen beibehalten. Anklagepunkt ist, dass die Mutter ihrem Kind die Ferien nicht gegönnt habe. Ferien des Kindes sind temporäre Distanzierungen im äusseren Beziehungsleben zwischen Eltern und deren Nachwuchs. Der Briefautor postuliert damit, dass er es gebraucht hätte, wenn seine Mutter ihm diese Distanzierung im Dienste seines eigenen Wohlbefindens (das kein mit ihr geteiltes Wohlbefinden ist) gegönnt hätte. Einer geliebten Person ungeteilten Genuss in der Ferne gewähren zu können, bzw. wollen, bedingt zweierlei: Vertrauen darauf, dass die Beziehung stark genug ist, um die, zeitlich begrenzte, Trennung unbeschadet zu überstehen, und genügend Grosszügigkeit und Liebe, um den anderen in seiner Selbstständigkeit zu bejahen.

*Du hast mir das Studium nicht gegönnt,*

Bei der zweiten direkten Anklage bleibt die Syntax – bis auf die Ausnahme, dass die Anschuldigung nicht mit einem Punkt, sondern einem Komma endet – unverändert. Semantisch gibt es jedoch eine Steigerung, die sich auch in der folgenden Aneinanderreihung zweier Teilsätze widerspiegelt: Nicht nur eigenen Genuss habe die Mutter ihm nicht gegönnt, sondern auch für sein Studium – gleichsam Steigerung der eigenen geistigen Potenz – habe sie sich nicht für ihn freuen können.

*ja du hast mir nicht einmal meine Freundin gegönnt.*

Klimax der dreigliedrigen direkten Anklage bildet die Aussage, dass die Mutter des Briefautors diesem nicht einmal seine Freundin gegönnt habe. Die Mutter wird so gezeichnet, als ob sie ihren Sohn nicht habe von ihrer Seite weichen lassen. In diesem Licht war die Parteinahme für den Vater womöglich ein (missglückter) Versuch, der Mutter zu entweichen. Offen bleibt an dieser Stelle auch, inwieweit er der Mutter durch eine intime Partnerschaft entkommen konnte.

*Als ich und \*[Vorname Freundin des Briefautors] mit [anderer weiblicher Vorname] nach [Ortsangabe] tanzen gingen, hast du mir wieder einmal in aller Deutlichkeit gezeigt, wie viel ich dir wert bin.*

Nachdem die vierte Figur, die Freundin des Briefautors, eingeführt wurde, folgt die Beschreibung einer Szene, in welcher der Briefautor mit seiner Freundin und einer gemeinsamen weiteren Freundin (fünfte Figur) tanzen gehen wollte. Einem genüsslichen Vorhaben wird das Handeln der Mutter gegenübergestellt, das „wieder einmal in aller Deutlichkeit“ zeige, „wie viel“ der Briefautor seiner Mutter „wert“ sei. Man könnte diese Ankündigung als ironischen Satz lesen, oder aber wortwörtlich: Der Briefautor erlebte sich womöglich als unentbehrlicher Wert für seine Mutter. So wichtig, dass sie ihn weder mit seinem Vater noch mit (s)einer Freundin oder sonst jemandem auf der Welt hat teilen können.

*Du hast den Schlüssel als Verhandlungspoker genommen um zu hören wie wichtig du mir bist.*

Hier gibt es eine semantische Inversion: Nachdem der Autor einen Satz zuvor angekündigt hat, die kommende Szene würde zeigen, wie wichtig er seiner Mutter sei, folgt hier die Darstellung des mütterlichen Bedürfnisses, vom Sohn zu hören, wie wichtig sie ihm sei. In diesem Lichte lässt sich die Anklage an die Mutter weiter spezifizieren: Der Briefautor gibt, implizit, zu verstehen, sie zu hassen, weil sie ihre Bedürfnisse über die seinigen stelle, womit die vom Briefautor verteilten Rollen von Mutter und Kind umgekehrt werden. Die dargestellte

Beziehung vom Sohn zu seiner Mutter bekommt durch die Worte „Schlüssel“ und „Verhandlungspoker“ weitere Facetten: Die Mutter wird als Hürde zum Tor in die Welt des Genusses und der Freiheit dargestellt. Erst wenn der Sohn ihr mitteilt, wie wichtig sie ihm ist, darf er den Schlüssel zur Aussenwelt in Empfang nehmen. Er stellt es so dar, als ob er seiner Mutter garantieren müsste, dass er ‚in der Welt draussen‘ nichts Wichtigeres als sie finden werde. Der Schlüssel wird vom Briefautor „Verhandlungspoker“ genannt, womit einerseits ausgedrückt wird, dass er mit der Mutter verhandeln musste, und andererseits, dass die Verhandlungen nicht mit offenen Karten vonstatten gingen, sondern ein ‚Pokerface‘ verlangten.

*Ich musste dich dann dich einfach schnell anlügen, damit ich nur 5minuten Verspätung hatte.*

Die Konsequenz des eben beschriebenen ‚Spiels‘ wird nun versprachlicht: Der Briefautor musste seine Mutter anlügen, um Verspätungen zu vereinbarten Treffen nicht über fünf Minuten hinausgehen zu lassen. Der Briefautor stellt sich also als Opfer eines Konflikts dar: Eigentlich wollte er die Mutter nicht anlügen, sondern verhandeln; dann aber hätte sie, ganz egal, wie die Verhandlung ausgegangen wäre, von Anfang an gewonnen, weil er mit grosser Verspätung beim Tanzfest angekommen wäre. Weil er die Mutter aber angelogen hatte, ging er zwar mit nur fünf Minuten Verspätung aus dem Haus, wahrscheinlich jedoch mit Schuldgefühlen beladen, die ihn an die Mutter zu Hause zurückbanden. Die Mutter begegnet so als übermächtige Partei, gegen die der Sohn nichts auszurichten hat, ganz egal, was er tut oder unterlässt. So gesehen handelt es sich nicht um ein gemeinsames Spiel, noch um eine Verhandlung: Der Sohn gerät gleichsam zur Marionette eines sadistischen mütterlichen Drahtziehers.

*Du wusstest genau, dass ich dort schwer verliebt war.*

Die zur Darstellung gebrachte Boshaftigkeit der Mutter wird hier noch einmal gesteigert, indem ihr Wissen um seine schwere Verliebtheit zugeschrieben wird.

*Du nutzt die Situation einfach aus.*

Die deutliche Benennung des Missbrauchs ihres Wissens und der Situation des Briefautors soll alternative Erklärungen der mütterlichen Handlung ausschliessen.

*Es war für mich wie du mit einem Dolch in mein Herz herumstocherst.*

Auffällig an obigem Satz sind die grammatikalischen Fehler. Vermittels einer Analogie wird erneut die sadomasochistische Komponente der Beziehung betont: Es sei, als ob die Mutter mit einem „Dolch“ im „Herzen“ des Briefautors „herumstochere“. Nachdem in der Anrede *expressis verbis* die ‚Liebe‘ zur Mutter zum Ausdruck gebracht wurde, erscheint sie dem Wort „Herz“ nun auch symbolisch.

*Ich glaube ich bin in keinem anderen so verwerflichen Mensch wie dir in meinem ganzen Leben begegnet.*

Die Schilderung des zweifelhaften und für den Schreibenden so schmerzhaften Verhaltens seiner Mutter wird hier, wie vorher angekündigt, als Handlung *par excellence* genommen und auf die Persönlichkeit der Mutter schlechthin projiziert.

*Die Beziehung zu \*[Name der Freundin] und zu ihrer Familie hat mir gezeigt, wie wundervoll und schön das Leben sein könnte.*

Der Briefautor stellt die Beziehung zu seiner Freundin als ‚Fenster zur weiten Welt‘ dar. Er habe durch sie sehen können, „wie wundervoll und schön das Leben sein könnte“ –wobei der Konjunktiv II unmissverständlich zu erkennen gibt, dass der Briefautor (einsamer) Beobachter der Schönheit und damit Gefangener der schmerzhaften Beziehung zu seiner Mutter geblieben ist.

*Aber du hast mir mal selber gesagt, ein Kind dass seine Mutter nicht liebt, ist nicht fähig eine andere Frau zu lieben.*

Mit dem „aber“ markiert der Briefautor eine Explizierung dessen, was durch den Konjunktiv II des vorherigen Satzes bereits angedeutet wurde: Sie, die Mutter, ist der Grund, weshalb ihm der Zutritt zum wundervollen und schönen Leben verwehrt gewesen sei. Die indirekte Rede der Mutter liest sich wie ein bannender Fluch, der die Teilnahme an dem, was ihm durch seine Freundin und deren Familie an Schöнем vorgeführt wurde, verunmöglicht.

*Und ich bin nicht fähig!*

Das Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit wird mit einer Exklamation bekräftigt. Unklar bleibt indes, wozu er fähig gewesen wäre: Die Mutter zu lieben, eine andere Frau zu lieben – oder beides?

*Denn zutiefst hasse ich dich!*

Das „Denn“ fungiert als Begründung der vorher doppeldeutig postulierten (Liebes-)Unfähigkeit. Hier wird das „zutiefst“ nun (im Gegensatz zum vorherigen „zu tief“) korrekt geschrieben. Wieder wird die Aussage mit einem Ausrufezeichen untermauert. Der postulierte Hass wird der Liebe als unvereinbares Element entgegengesetzt.

*„Im Vaterunser heisst es vergebt euren Schuld, damit euch vergeben wird“.*

Obiges (Nicht-)Zitat aus der Bibel verleiht dem Brief eine interessante Neuausrichtung: Zum ersten Mal erscheint am Horizont die Möglichkeit eigener Schuld, da im Zitat implizit jedem Menschen Schuld zugesprochen wird (jeder wird eines Tages auf das angewiesen sein, was anderen zu gewähren hier von ihm verlangt wird: Vergebung). Die (etwaige) Schuld des Briefautors erscheint jedoch nicht in eigenen, sondern geliehenen Worten – denen Jesu. Dies ermöglicht dem Briefautor, sich schuldig zu bekennen – in einer eigentümlichen Wendung gerade dadurch, Derartiges zu unterlassen.

Das Zitat enthält eine Art Zeit- und Ursprunglosigkeit (da sowohl der Schuldige als auch der Vergebende Vergebung nötig haben), die an die totalen Zeitbegriffsnutzung des Briefautors (z. B: „schon immer“) erinnert.

*Es heisst aber auch, dass man darum bitten soll.*

Das Zitat wird mit eigenen Worten ergänzt: „dass man darum bitten soll“. Wiederum wird im Unklaren gelassen, wen die Aufforderung betrifft – Sohn, Mutter oder beide? Erneut erscheint die Unterscheidung der Handlungen, Forderungen und Wünsche von Sohn und Mutter als allererst zu vollziehende: Die Positionen sind allzeit kippbereit und kaum präzise gegeneinander abzugrenzen.

*Du hast dich jedoch nicht einmal bei mir für die vielen Streitereien und der Trennung entschuldigt.*

Die Mutter wird dafür zur Rechenschaft gezogen, sich „nicht einmal“ entschuldigt zu haben. Zwei Gründe, die hier nicht weiter ausgeführt sind, werden als entschuldigungswürdig bestimmt: „die vielen Streitereien“ sowie „die Trennung“. Der nicht adressierte Leser kann an dieser Stelle nur Vermutungen anstellen: Hat sich der Briefautor von seiner Freundin getrennt und macht seine Mutter dafür verantwortlich? Dass der Briefautor die Entschuldigung seiner Mutter implizit als notwendige Voraussetzung einer möglichen Verzeihungsgeste seinerseits

angibt, steht im Widerspruch zum biblischen Gesetz, das weiter oben als Referenzrahmen eingeführt wurde.

#### *Nicht einmal!*

Das „Nicht einmal“ wird als Exklamation wiederholt. Es lässt sich doppeldeutig lesen: Als ‚nicht ein Mal‘, also: ‚kein einziges Mal‘ oder als ‚nicht mal‘: ‚eine Entschuldigung wäre das Mindeste gewesen‘.

#### *Nicht Ansatzweise!*

Die Anklage wiederholt sich zum dritten Mal, hier aber in verschärfter Weise: Das „nicht Ansatzweise!“ lässt sich so auslegen, dass die Mutter sich nie explizit entschuldigt habe und dies auch nicht zu bereuen scheine.

Sogar der Ansatz einer Entschuldigung habe gefehlt. Die Ausrufezeichen stehen womöglich als Platzhalter für die Empörung des Briefautors. Ein Entsetzen, dass sich in den kurzen und wiederholten Vorwürfen während dem Lesefluss dynamisch auflädt.

#### *Wie soll ich dir das vergeben.*

Das „Wie“ lässt eine Frage, bzw. ein Fragezeichen am Ende des Satzes erwarten. Der Punkt markiert hingegen eine – resignierend anmutende – Aussage, die keine Fragen mehr offen lässt: Der Mutter ist nicht zu vergeben. „Das“ (anstatt beispielsweise ‚das alles‘) lässt an ein einziges Ereignis denken – und steht so im Kontrast zu der Bandbreite von Schattierungen, welche die verschiedenen im Brief artikulierten Anklagen durchlaufen.

#### *So wie mein Leben bisher gelaufen ist vor allem die Beziehung zu Dir, reite ich genauso ins Verderben wie Papa.*

An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass vor allem die Beziehung zur Mutter (hier wieder gross „Dir“) als Misserfolg gedeutet wird. Neu ist hingegen die Aussage, dass diese unglückliche Mutter-Sohn-Beziehung nicht die einzige Frustration im Leben des Briefautors war. Doch den anderen Schwierigkeiten wird kein Raum geschenkt. Mag sein, dass sie weniger bedeutsam waren – vielleicht aber hätten sie den Zweck des Abschiedsbriefes an die Mutter gestört: allein ihr die Schuld am Suizid des Sohnes zu geben.

Der Briefautor skizziert, mit Rückblick auf sein Leben, eine einzige mögliche Prognose: „genauso“ wie der „Papa“ ins „Verderben“ zu „reite[n]“. Wir erfahren dadurch, dass der Vater,

zumindest aus der Sicht des Briefautors, an der Seite der Mutter zugrunde gegangen ist. Er wirkte auf seinen Sohn nicht als Hoffnungsspender. Ins ‚Verderben zu reiten‘ bringt metaphorisch zur Sprache, dass sich der Briefautor nicht zutraut, in einem durch die Mutter losgetretenen fatalen Geschehen irgendeine Form von Kontrolle behalten zu können.

*Darauf habe ich keine Lust.*

Der Briefautor stellt explizit klar, dass es sich nicht um eine lustvolle Aussicht handle, ein (Nicht-)Mann wie sein Vater zu werden. Gleichzeitig wird hier eine Art Suizidmotiv angegeben, indem der Autor die Formulierung alternativer Lebenswege unterlässt. Weil er sich nichts Lustvolleres zutraut oder vorstellen kann, gleichzeitig aber angibt, keine Lust zu haben, das gleiche Schicksal wie der Vater zu erleiden, zieht er indirekt die Konsequenz, aus dem Leben treten zu müssen.

*Du solltest mir eigentlich Dankbar sein, über den Zeitpunkt meines Todes.*

Hier wird der gewählte Zeitpunkt der Selbsttötung thematisiert und als Geschenk an die Mutter deklariert, für das er von ihr Dankbarkeit erwartet – zugleich wird ihr die Fähigkeit zu Letzterem, durch die Verwendung von „solltest“ und „eigentlich“, konsequent abgesprochen. Auffällig sind die beiden orthografischen Fehler („eigentlich“ anstatt ‚eigentlich‘; „Dankbar“ anstatt ‚dankbar‘) sowie die Verwendung des Begriffs „Tod“ (anstelle von Suizid oder Selbsttötung oder Selbstmord).

*Jetzt kannst du in als „Liebeskummer“ verkaufen.*

Dieser Satz lässt vermuten, dass der Briefautor von seiner Freundin verlassen wurde und seiner Mutter nun die Möglichkeit anbietet, seinen Suizid der Öffentlichkeit gegenüber als Konsequenz von Liebeskummer, der durch die Freundin ausgelöst wurde, auszugeben, anstatt auf den im Brief präsentierten Grund (der sie selbst ist) referieren zu müssen. Da der Briefautor jedoch explizit nicht sagt, dass er verlassen wurde, lässt sich der Liebeskummer nicht nur auf die verlorene Freundin, sondern auch auf die Mutter beziehen. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass die (Ex-)Freundin keinen Abschiedsbrief erhalten hat, die Mutter hingegen schon: dem Kummer ob der Mutter kommt somit mehr Gewicht zu, als dem durch die Freundin verursachten Trennungsschmerz. Letzter wird damit als Auslöser, aber nicht als Grund des Suizids gesetzt.



*Ich weiss wie Verlogen dass du bist!*

In Form eines Ausrufs wird mit Gewissheit proklamiert, wie verlogen die Mutter sei. Im Sinne von ‚man sieht nur, was man kennt‘ lässt sich an dieser Stelle ergänzen: Verlogen ist auch der Briefautor, wenn er mit keinem Wort in Betracht zieht, dass seine Mutter vielleicht nicht der einzige Grund für die von der Freundin vollzogene Trennung ist. Er bietet der Mutter, unter dem Vorwand der Verlogenheit, ein sie entlastendes Narrativ an, das er selbst zu erzählen nicht gewillt oder nicht im Stande ist.

*Wenn Dir wirklich etwas an mir gelegen ist, dann bezahlst du und zwar ganz alleine du meine Beerdigung.*

Hier wiederholt sich in umgekehrter Rollenverteilung die zu Beginn des Briefes beschriebene Szene, dass die Mutter dem Sohn den Schlüssel nicht habe aushändigen wollen, bevor er ihr nicht versichert habe, wie wichtig sie ihm sei („Du hast den Schlüssel als Verhandlungspoker genommen um zu hören wie wichtig du mir bist.“). Eine Retourkutsche des Briefautors an seine Mutter? Worte (die er nicht mehr hören können würde) allein scheinen diesem für eine Wiedergutmachung jedoch nicht auszureichen – die Mutter muss zahlen, für ihre Schulden büssen, sollte ihr Sohn ihr so viel ‚wert‘ gewesen sein, dass sie bereit ist, Wiedergutmachung zu betreiben. Als nachträgliche reparative Handlung fordert der Briefautor, dass die Mutter „ganz alleine“ die Beerdigung ihres Sohnes „bezahlt“. Sie soll also von niemandem entlastet werden. Dass dem Vater damit eine wichtige Möglichkeit des Abschiednehmens weggenommen würde, entgeht dem Brief(autor) gänzlich.

*Darfst es ja auf die billigste Art machen.*

Der Mutter wird die Erlaubnis gegeben, die Beerdigung „auf die billigste Art machen“ zu ‚dürfen‘. ‚Billig‘ hat einen starken pejorativen Beigeschmack. Berücksichtigt man, worauf das Adjektiv sich an dieser Stelle bezieht, wirkt die Verwendung des Ausdrucks geradezu verstörend. Dass eine ‚billige Beerdigung‘ des Sohnes die Mutter öffentlich zur schlechten Mutter machen würde, wird vom Briefautor nicht ausgeführt.

*Habe es wohl nicht anderst verdient!*

Dieser Satz liest sich als Begründung des vorherigen: Die Mutter dürfe ihn auf „billigste Art“ beerdigen, weil er „es wohl nicht anderst verdient“ habe. Damit diskreditiert sich der Briefautor selbst, führt aber nicht aus, was er an Verwerflichem getan hat, um keinen angemessenen Abschied zu verdienen. Womöglich wird hier implizit auf den Suizid als Schuld tat referiert.

*Ich weiss dass ich gemäss Bibel etwa gemacht habe, was ich nicht tun sollte.*

Letztere Hypothese bekräftigt sich: Ein göttliches Gesetz wird herangezogen („gemäss Bibel“), das den Suizid als unzulässige Tat taxiert. Der Briefautor nimmt das Gesetz als verinnerlichtes an und bekennt zu wissen, dass er etwas Verbotenes tue, einen Gesetzesbruch begehe. Damit erscheint er als Schuldiger, dem Strafe gebührt. Nur göttliche Milde könnte ihn retten; dieser jedoch kann er sich, hat er doch seiner Mutter nicht vergeben können, nicht länger gewiss sein (man vgl. mit seinem vorherigen Bibelverweis: „Im Vaterunser heisst es vergibt euren Schuldner, damit euch vergeben wird“).

*Aber ob in der Hölle der Erde, oder Hölle in der richtigen Hölle, kommt wohl nicht so drauf an.*

Mit der Darstellung seines Lebens als „Hölle der Erde“ markiert der Briefautor einerseits, dass ihm sein Leben eine höllische Qual war, womit seine ‚(Schand-)Tat‘ nicht nur begründet, sondern in gewisser Weise auch entschuldigt wird: Sein Leben sei aufgrund seiner ‚teuflischen‘ Mutter eine nicht aushaltbare Zumutung gewesen. Im Lichte des Umstands, dass er bereits auf Erden, unter seiner Mutter, ‚höllisch‘ leiden musste, erweist sich sein Leben gleichsam als Sühne auf Vorschuss. Die Worte „in der richtigen Hölle“ legt dem Leser die Vermutung nahe, dass der Briefautor (a) von einem Leben nach dem Tod ausgeht, das sich (b) in seinem Fall in der Hölle abspielen wird und dies, weil (c) er eine unverzeihliche Sünde begehen wird. Mit der Aussage „kommt wohl nicht so drauf an“ zeigt sich an, wenn auch nicht in letzter Gewissheit (wegen der Wortwahl „wohl“), dass der Briefautor sich keine schlimmeren Leiden als jene, die ihm seine Mutter zugefügt habe, vorstellen kann. Ferner ist denkbar, dass solches Herunterspielen in diesem Fall auch einen wunscherfüllenden Aspekt hat: Wo genuine Angst vor höllischen Qualen nach dem Tod besteht, muss diese unter Umständen entkräftet werden, bevor der Gedanke an Suizid tatsächlich ausgeführt werden kann. Das „kommt wohl nicht so drauf an“ liesse sich vor diesem Hintergrund auch als verkleideter Wunsch ‚sie möge so ein, wie ich sie trivialisierend darstelle‘ lesen. In jedem Falle: Der Autor, so wie sein Erzeugnis ihn darstellt, scheint in keinerlei Art und Weise in Erwägung zu ziehen, dass sein Leben eventuell gänzlich zu Ende gehen könnte; dass er vielleicht nicht einfach von einer Hölle in die andere umziehen wird.

*Du wirst früher oder später wieder bei mir auftauchen.*

Ein Wiedersehen mit der Mutter wird nicht nur in Aussicht gestellt, sondern als gewiss gesetzt. Der Suizid wird als temporäre Trennung zweier Schuldiger verstanden; „früher oder später“ werden Mutter und Sohn zusammen „in der richtigen Hölle“ schmoren.

*Vielleicht gibt dir diese Tat einen Denkanstoss, vielleicht ist auch das nutzlos, wie alles andere.*

Wieder wird ein Suizidmotiv benannt: Die Hoffnung, der Mutter durch die Selbsttötung einen „Denkanstoss“ geben zu können. Zweifach – durch den wiederholten Gebrauch des Wortes „vielleicht“ – wird das Vertrauen in das eigene Vorgehen relativiert: Es sei fraglich, ob der Suizid für die Mutter ein „Denkanstoss“ sein könne, und auch wenn die Mutter zum Nachdenken gelangen würde – ob dies einen vom Briefautor erwünschten Effekt hätte, sei nicht im Voraus zu bestätigen. Der erhoffte ‚Nutzen‘ bleibt unbestimmt: Möchte der Briefautor, dass seine Mutter sich schuldig fühlt und sich grämt, weil sie sich nicht mehr bei ihm entschuldigen kann?

*Und jetzt nur keine falsche Fürsorge bei \*[weiblicher Vorname].*

Der Mutter wird Potenzial für „falsche Fürsorge“ – ein orthografischer Fehler lässt in der ‚Fürsorge‘ das ‚Führen‘ erklingen – zugesprochen und sie wird ermahnt, diese bei der (Ex-)Freundin des Briefautors zu unterlassen.

*Ich weiss genau warum du sie nicht in \*[Stadt in der Schweiz] haben wolltest.*

Mit Gewissheit behauptet der Briefautor, die Motive der Mutter bezüglich eines in der Vergangenheit geschehenen Ausschlusses seiner (Ex-)Freundin zu kennen.

*Das Geld war dir wohl wichtiger.*

Im Gegensatz zur vorherigen Gewissheit erscheint die explizierte Beschuldigung der Mutter durch das Wort „wohl“ hier als Hypothese.

*So verachtenswert bist du!*

Mit dem vorherigen Verweis auf das mögliche Motivsystem der Mutter – Geld sei ihr wichtiger als Menschen – wird diese als „verachtenswert[e]“ Person gebrandmarkt. Durch das Ausrufezeichen liest sich die Aussage als Ventil für Ekelerregung.

*Das Beste ist wohl, wenn du die Gewalt über \*[gleicher weiblicher Vorname wie oben] abgibst und ihr noch mit Rat und Tat zur Seite stehst*

Wieso hier von Gewalt die Rede ist, bleibt dem unbeteiligten Leser ein Rätsel. Es lässt sich nur feststellen, dass der Briefautor seine Mutter als übermächtige Person erlebt und dass er gewillt

ist, sie, trotz all den im Brief vollzogenen Diskreditierungen, als vertrauenswürdigen Menschen darzustellen. Dies tut er, indem er ihr nahelegt, seiner (Ex-)Freundin mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

*Güsse \*[Vorname des Briefautors]*

In der Abschiedsformulierung passiert dem Briefautor eine eindruckliche Fehlleistung: Zu erwarten wäre das Wort ‚Grüsse‘, stattdessen steht „Güsse“. „Güsse“ ist die Mehrzahl von ‚Guss‘, was wiederum Produkt des ‚Giessens‘, ein dynamischer Prozess mit flüssigem Material, ist. Der Autor hat vielleicht seinen Schreibakt als ‚Schreibguss‘, als einen ‚Erguss von Angestaumtem‘ empfunden. Ein weiterer Einfall zur Fehlleistung ist, dass „Güsse“ sich auf ‚Küsse‘ reimt.

*PS: \*[männlicher Vorname], verlass sie jetzt nicht.*

Eine männliche Instanz – entweder der Vater des Briefautors oder ein anderer Liebespartner der Mutter – wird nach den Abschiedsg(r)üssen mit der Aufforderung, die Mutter jetzt nicht zu verlassen, erstmalig adressiert. Weiter oben war im Brief die Rede von „Liebeskummer“, so dass dem Briefautor eine bereits vollzogene Trennung oder eine angedrohte bekannt gewesen sein musste, die er hiermit rückgängig machen oder verhindern möchte.

*Sie braucht dich jetzt.*

Die Aufforderung wird mit folgender Erklärung ergänzt: die Mutter des Briefautors brauche ihn „jetzt“. Jetzt, wo ihr Sohn tot ist, muss ein anderer die Lücke füllen und darf nicht gehen.

*und bitte wenn ihr euch so als Messias der Bibel ausgeben, handelt wenigstens ein bisschen danach und sorg selber zu deiner Frau!*

Dieser Satz beginnt mit einem kleinen Buchstaben und ist durch die grammatische Mischung von Plural und Singular schwer verständlich. Der Vorwurf, sich „als Messias der Bibel“ auszugeben gilt dem angeschriebenen Mann sowie der bereits zuvor als ‚falsche‘, ‚hinterhältige‘ Person angeklagten Mutter. Beiden wird auch unterstellt, nicht bibelkonform zu handeln. Nur der angeschriebene Mann jedoch wird zu einer bestimmten Handlung aufgefordert: Er solle ‚selber zu seiner Frau sorgen‘!

## Diskussion

Die Adoleszenz konfrontiert den werdenden Erwachsenen mit einem schwierigen Aufgabenkomplex: die Ablösung von den Eltern, die dafür notwendige Entidealisierung und Kastrierung derselben (mit daraus resultierenden Schuldgefühlen und Strafwünschen) und die Neuorganisation destabilisierter Selbst- und Objektrepräsentanzen (Grimmer, 2012). Eindrücklich führt der untersuchte Abschiedsbrief das Scheitern an diesen Entwicklungsaufgaben vor.

Untenstehender Textauszug aus Freuds *Trauer und Melancholie* (1916/17, S. 430–431) eignet sich als Verständnishilfe des analysierten Abschiedsbriefes:

Wenden wir nun auf die Melancholie an, was wir von der Trauer erfahren haben. In einer Reihe von Fällen ist es offenbar, dass auch sie Reaktion auf den Verlust eines geliebten Objekts sein kann; bei anderen Veranlassungen kann man erkennen, dass der Verlust von mehr ideeller Natur ist. [...] Ja, dieser Fall könnte auch dann noch vorliegen, wenn der die Melancholie veranlassende Verlust dem Kranken bekannt ist, indem er zwar weiss wen, aber nicht, was er an ihm verloren hat. So würde uns nahegelegt, die Melancholie irgendwie auf einen dem Bewusstsein entzogenen Objektverlust zu beziehen, zum Unterschied von der Trauer, bei welcher nichts an dem Verluste unbewusst ist.

Ein 23-jähriger Mann wird von seiner Freundin verlassen, was in diesem Falle nicht zu ‚normaler‘ Trauer, anschliessendem Besetzungsabzug und Neuausrichtung der Libido führt, sondern eine melancholische Verarbeitung, die in Selbsttötung gipfelt, lostritt. Der bewusste Objektverlust (Trennung von der Freundin) wird im Abschiedsbrief nicht näher ausgeführt, sondern nur, mit dem Wort „Liebeskummer“, angedeutet. Der Briefautor weiss, „wen“ er verloren hat – und tatsächlich scheint er auch zu ahnen, „was“ ihm mit seiner Freundin verlustig gegangen ist: die Möglichkeit, dem – viel älteren – Liebeskummer seiner Mutter gegenüber lebend zu entkommen. Die Trennung von der Freundin initiiert eine Regression, die den Sohn in ein sadomasochistisches Mutter-Sohn-Konvolut zurückfallen lässt: Der Sohn wirft seiner (unterstellt) in jedweder Hinsicht versagenden Mutter vor, dass sie ihm nie gegeben habe, was er brauchte. Die Hypothese liegt nahe, dass der Briefautor den schmerzvollen Schritt von der präödipal-phallischen Mutter hin zur genital besetzten – also kastrierten – nie vollziehen konnte. Stattdessen hat er sie sich als Introjekt erhalten und ihre grausamen Züge als Angebot zu masochistischem Genuss wahrgenommen. Die dadurch verschärften inzestuösen

Wünsche werden mit Schuldgefühlen und Straffantasien beantwortet, was die sadomasochistische Beziehung weiter zuspitzt. Hier liegen Bezüge zu Freuds ersten Triebtheorie und zweiten Topik nahe: (1) Suizid ist konzeptualisierbar als Ausgang eines kritischen Interessenskonflikts: Gegenüber den Selbsterhaltungstrieben macht die Libido verstärkt ihr Recht geltend – mitunter in solch penetranter Weise, dass jene zur (Selbst)Aufgabe gezwungen werden. (2) Suizid lässt sich lesen als eine Form von Kapitulation: nämlich des Ich im Angesicht einer nicht länger tragbaren Diskrepanz zwischen wachsendem Lustanspruch des Es und immer schärferen Verurteilungen durch das Über-Ich (*Wiener Psychoanalytischer Verein*, WPV, 1965 [1910]; vgl. auch Frei, 2008).

Bei ‚gelingender‘ psychosexueller Entwicklung wird die Metamorphose der phallischen zur kastrierten Mutter durch den Vater als dritten Pol mitgetragen (Boothe & Heigl-Evers, 1996; Abelin, 1971): Das Kind wendet sich aus Enttäuschung über die bröckelnde Onnipotenz der Mutter vermehrt dem Vater, der nunmehr als Hoffnungsspender begegnet, zu. Die väterliche Position übernimmt dabei die Funktion, auf die ‚grosse weite Welt‘ und deren Reichtum an Kompensationsmöglichkeiten für die erlittenen Verluste zu verweisen.

Der Vater des Suizidenten, der erst im „PS“ persönlich adressiert wird, wird im obigen Abschiedsbrief als für diese Aufgabe ungeeignet dargestellt. Er erscheint als Anti-Vorbild, mit dem der Sohn identifiziert ist (er war immer auf „Papas Seite“). Würde sich der Briefautor nicht das Leben nehmen, blühte ihm seines Erachtens dasselbe Dasein wie seinem Vater – und diese Aussicht wird als nicht lebenswert taxiert. Zugespitzt lässt sich sagen, dass der Vater als impotenter (wenn nicht gar toter) repräsentiert war. Die Identifikation mit einer solchen Objektrepräsentanz lockt nichts in Leben, sondern in den Tod: Via Suizid verschmilzt der Sohn mit seinem inneren ‚toten Vater‘ – und vollzieht so auf Ebene der Psyche genau das, was im Brief als das um jeden Preis zu vermeidende Schicksal angeführt wird.

Manchmal gelingt es, vermittels Religion und Glaube einen solchen Zuversicht und Hoffnung spendenden ‚Dritten im Bunde‘ zu installieren und so einen psychischen Erfahrungsraum jenseits maligner Verstrickungen mit archaischen Elternimages zu eröffnen – im Falle des Urhebers des untersuchten Schreibens jedoch scheint Religiosität keinen Ausweg geboten zu haben, sondern in die sadomasochistische Beziehung zur Mutter eingebettet worden zu sein. Der Suizident nimmt sie nicht als Ausweg, sondern als Angebot, (a) sich selbst als Schuldigen darzustellen, (b) eine Wiedervereinigung mit der Mutter in der Hölle in Aussicht zu stellen, (c) um den Eltern besserwisserisch zu unterstellen, nicht bibelkonform zu handeln, (d) sich omnipotent mit der Figur des Messias zu identifizieren und (e) um die Dissoziationen von mentalem und Körperselbst zu verstärken und narzisstischen Triumph des mentalen

Überlebens, das sich über alle irdischen Gesetze erhebt, zu ermöglichen (z. B. Maltzberger, 1993; 1999; 2004; Maltzberger, & Buie, 1980).

Die Bedeutung unzulänglicher Triangulationsprozessen für die Entwicklung von Suizidalität wurde in neueren psychoanalytischen Theoriebildungen mehrfach untersucht. Der vorliegende Brief ruft die Fallvignette aus Kinds Buch *Suizidal* in Erinnerung, in der ein Patient die Überzeugung äussert, sich nur durch Suizid von seiner Mutter trennen zu können (2011, S. 71). Kind legt diese Vermutung als Konsequenz einer misslungenen Triangulierung aus und zeigt, wie Selbst und Objekt durch den zu wenig besetzten Dritten, den Vater, kaum voneinander getrennt werden konnten. Hirsch (1998, S. 124) führt die Thematik wie folgt aus:

Suizidalität wäre dann der Ausdruck einer gewaltsamen Befreiung von dieser unüberwindlichen Arretierung [der Separations-Individuationsentwicklung] – es geht weder vor noch zurück –, als ob man sich am eigenen Schopf aus dem Sumpfe ziehen müsste, denn ein Dritter, der helfen könnte, ist nicht zur Stelle oder ist seiner Wege gegangen (das Triangulierungsobjekt versagt, vgl. Kind 1992). Der Appell an das Objekt aber würde beides bewirken wollen: Wie ein hin- und hergerissenes Kleinkind sowohl bemuttert als auch freigelassen, sowohl getröstet als auch ermutigt werden, sowohl grenzenlos angenommen als auch Grenzen gesetzt bekommen will.

Derartige affektive Ambivalenz zeigt sich auch in unserem Abschiedsbrief: Inmitten der Mannigfaltigkeit von Anklagen und Vorwürfen, Wut und Verbitterung zum Trotz, macht sich ein zärtlicher Wunsch bemerkbar. „Ich glaube“, heisst es zu Beginn des Briefes, „du hast schon immer gewusst, dass ich dich innerlich zu tief hasste. Darum war ich wohl immer auf Papas Seite. Das war ja auch der Grund, warum ich Dicht nicht küssen konnte“. Dass die Kussunfähigkeit, des sich auf „Papas Seite“ befindenden Sohnes, im Präteritum formuliert wird, lässt aufhorchen: Mag ein Kuss zu Lebzeiten auch stets unmöglich gewesen sein – vielleicht ist er, wo *er* nicht mehr ist, es nicht mehr.

Am Briefende schafft sich das Unbewusste des Suizidenten in Form einer Fehlleistung Gehör: „Güsse“. Der junge Mann ‚ergiesst‘ einen Teil von sich auf Papier, schafft sich einen zweiten Körper – und versucht so möglich zu machen, wozu er sich bis zu diesem Punkte ausserstande sah: der Mutter „[K]üsse“ zu geben. Erst durch Abstand nämlich entstünde die Möglichkeit dessen (lustvoller) Überwindung. Doch gerade dadurch, dass er sich in doppelter Weise – an sie ist der Brief adressiert; an ihr wird es sein, die Beerdigung zu regeln – seiner Mutter anvertraut, nimmt er sich die Chance, je wieder ganz „[d]icht“ (für einmal nicht im Rahmen einer frühkindlichen Verklebung, sondern als Widerannäherung nach gelungener Distanzierung) bei ihr sein zu können. Sie wird zwar etwas in Händen, er aber sich auf Abstand halten. Unwiderruflich und unüberbrückbar, denn was Berührung endlich ermöglicht, bedeutet in eins

die Unterbrechung jedweden Kontakts: Abwesenheit des Schreibenden im Akt der Lektüre, Abwesenheit des Betrauten bei der Beerdigung des Leichnams.

Fraglich, ob die Mutter hören kann, was ihr Sohn, der seinem ambivalenten Konflikt erlegen ist, wörtlich zu schreiben nicht imstande war (geschweige denn ihr gegenüber hat aussprechen können): dass er sich innig wünschte, sie zu küssen. So sehr, dass dieser Wunsch sogar in seinem wuterfüllten Rachefeldzug Spuren hinterlassen hat. Könnte dieser Wunsch des Sohnes sie erreichen, sie berühren, könnte es zu einer – verschobenen – Wunscherfüllung kommen: Die mütterliche Vorstellung der Fantasie ihres Sohnes, in welcher er versucht, sie (zum Abschied) zu küssen, könnte Milde mobilisieren und eine versöhnliche Trennung zweier unglücklich Verknöteter erlauben. Sie allein vermag den Raum zur Verfügung zu stellen, in dem diese psychische Arbeit vonstatten gehen kann.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass nicht nur der Suizidakt, sondern auch der zuvor geschriebene Abschiedsbrief überdeterminiert und multifunktional ist: Er unternimmt reparative Bemühungen narzisstischer Art, leistet beziehungsmodulierende Arbeit im Dienste der Wunscherfüllung und oszilliert im Rahmen der Aufarbeitung des Lebens und Vorbereitung des Todes zwischen einsamer Gedenkstätte und zugewandter Rede.



## Literaturverzeichnis

- Abelin, E. L. (1971). The role of the father in the separation-individuation process. In J. B. McDevitt & C. F. Settlage (Eds.), *Separation-Individuation: Essays in honor of Margaret S. Mahler* (pp. 229–252). New York: Int. Univ. Press.
- Boothe, B., & Heigl-Evers, A. (1996). *Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung*. Reinhardt: München.
- Drew, P. (2006). When documents ‘speak’: Documents, language and interaction. In P. Drew, G. Raymond & Weinberg D., *Talk and interaction in social research methods* (pp. 63–80). Sage: London.
- Frei, A., Bucher, T., Walter, M., & Ajdacic-Gross, V. (2013). Suicides in the Canton of Lucerne over 5 years: Subjects with and without psychiatric history and diagnosis. *Swiss Medical Weekly*, 143:w13779. doi: 10.4414/smw.2013.13779
- Frei, M. (2008). Vertrauensaufbau im Erstgespräch mit Patienten nach Suizidversuch. *Lizenziatsarbeit, Universität Zürich*.
- Freud, S. (1989). Trauer und Melancholie In *GW X* (S. 427–446). S. Fischer: Frankfurt a. M. (Original erschienen 1916/1917)
- Grimmer, B. (2012). Narzissmus und Adoleszenz. In G. Dammann, I. Sammet & Grimmer B., *Narzissmus: Theorie, Diagnostik, Therapie* (S. 15–49). Kohlhammer: Stuttgart.
- Hirsch, M. (1998). Suizidalität und Selbstbeschädigung. *Forum der Psychoanalyse*, 14(2), 123–138.
- Jacobs, J. (1982). *The moral justification of suicide*. Springfield, IL: Charles Thomas.
- Kind, J. (2011). *Suizidal: Die Psychoökonomie einer Suche*. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Lätsch, D. (2013). Subjektive Schuld und kommunikatives Schuldmanagement: Studien zur diskursiven Praxis des Verantwortens. *Kumulative Dissertationsschrift, Universität Zürich*.

- Lätsch, D. (2012). Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*, 14(2), 52–72.
- Magenau, J. (2013). Nachwort. In E. Jünger, *Letzte Worte* (Hrsg. von Jörg Magenau) (S. 215–236). Klett-Cotta: Stuttgart.
- Maltsberger, J. T. (1993). Dreams and suicide. *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 23(1), 55–62.
- Maltsberger, J. T. (1999). The psychodynamic understanding of suicide. In D. G. Jacobs (Hrsg.), *The Harvard medical school guide to suicide assessment and intervention* (Kap. 4). San Francisco: Jossey-Bass.
- Maltsberger, J. T. (2004). The descent into suicide. *The International Journal of Psychoanalysis*, 85, 653–668.
- McClelland, L., Reicher, S., & Booth, N. (2000). A last defence: The negotiation of blame within suicide notes. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 10(3), 225–240.
- Potter, J. (2012). Discourse analysis and discursive psychology. In H. Cooper (Editor-in-Chief). *APA handbook of research methods in psychology: Vol. 2. Quantitative, qualitative, neuropsychological, and biological* (pp. 111–130). Washington: American Psychological Association Press.
- Stojkovic, D., Frei, A., & Walter, M.. (2013). Was machen Wünsche in Abschiedsbriefen? In B. Boothe (Hrsg.), *Wenn doch nur – ach hätte ich bloss: Die Anatomie des Wunsches* (S. 261–282). Rüffer und Rub: Zürich.
- Stojkovic, D., Boothe, B., Frei, A., Frommer, J., & Walter, M. (in Vorbereitung). Tackling the last words: On the scope of suicide note research.
- Tileaga, C. (2011). (Re)writing biography: Memory, identity, and textually mediated reality in coming to terms with the past. *Culture & Psychology*, 17(2), 197–215.

## LEBENS LAUF

Name	Stix (ledig Stojkovic)
Vorname	Dragica
Privatadresse	Josefstrasse 22, 8005 Zürich
Praxisadresse	Praxis Psy-Stix, Mainaustrasse 44, 8008 Zürich
E-Mail	ds@psychoanalytische-praxis.ch
Geburtsdatum	22. April 1988
Heimatort	Luzern
Zivilstand	Verheiratet

## AUSBILDUNG

Psychotherapie	10/12	<b>Ausbildungsbeginn zur psychoanalytischen Psychotherapeutin</b> am Psychoanalytischen Seminar Zürich (PSZ)
	04/13-04/16	Freud-Institut Zürich (FIZ)
Dissertation	09/12-	<b>kumulative Dissertation</b> an der Universität Doktorarbeit Zürich im Fach Psychologie PK: Prof. Brigitte Boothe, Prof. Peter Schneider, PD Marc Walter Titel: ‚In one’s own write’: Psychoanalytische Lektüren letzter Worte von Suizidenten (angenommen in HS 2014)
MA	09/10–07/12	<b>Master of Science in Psychologie</b> , Universität Zürich Hauptfach: Psychologie Nebenfach: Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft Abschlussarbeit: „Was führt Sie zu uns?“ – Eine quantitativ-qualitative Studie zum Anliegen und zur Therapieakzeptanz Ratsuchender
BA	09/07–07/10	<b>Bachelor of Science in Psychologie</b> , Universität Zürich Hauptfach: Psychologie Nebenfächer: Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft Erziehungswissenschaft Abschlussarbeit: Therapeutische Beziehung und Therapieerfolg
Gymnasium	2001–2007	1.–6. Gymnasialklasse in Luzern, Alpenquai Wirtschaftsgymnasium mit zweisprachiger Matur (Deutsch-Englisch)
Primarschule	1995–2001	1.–6. Primarklasse in Luzern und Ebikon

## SPRACHEN

**Serbisch** (Muttersprache); **Deutsch** (zweite Muttersprache); **Englisch** (fließend, 2006 CAE); **Französisch** (sehr gute Kenntnisse, 2009 Sprachdiplom der Universität Zürich, B2); **Russisch** (gute Kenntnisse, mehrere Aufenthalte in Russland und in der Ukraine); **Spanisch** (Grundkenntnisse, Freifach Gymnasium)

## MITGLIEDSCHAFTEN

Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen (FSP)  
 Psychoanalytisches Seminar Luzern (PSL)  
 Verband der Innerschweizer Psychologinnen und Psychologen (VIPP)

## BERUFSERFAHRUNG

Klinische Praxis	seit Juli ,17	<b>Psychoanalyse und delegierte Psychotherapie</b> , Praxis Psy-Stix
Gemeinschaftspraxis	01/14–07/16	<b>Psychoanalyse und delegierte Psychotherapie</b> , Psychotherapie Bellevue ( <a href="http://www.psychotherapie-bellevue.ch">http://www.psychotherapie-bellevue.ch</a> )
Zentrum	07/13–01/14	<b>Psychologin (delegierte Psychotherapie)</b> , Medizinisches Löwenstrasse [07/13–11/13 60%, 11/13–01/14 80%]
Universitäre	10/12–10/13	<b>Wissenschaftliche Mitarbeiterin</b> (40%, befristeter Vertrag), Psychiatrische Kliniken Basel, PD. Dr. Marc Walter. Dissertation und Psychotherapie.
Forschung	09/12–07/13	<b>Wissenschaftliche Mitarbeiterin</b> (20%, befristeter Vertrag), Psychologisches Institut Universität Zürich, Prof. Dr. phil. Brigitte Boothe. Forschungsprojekt: Wunschkonzepte und -korrelate
(Psychoanalyse und		Neurowissenschaft)
Lehre	12/08–03/09	<b>Forschungstutorat</b> , Psychologisches Institut Universität Zürich, Dr. phil. Forstmeier. Forschungsprojekt: Demenz und Resilienz
	04/13–07/13	Leitung des Kurses <i>Sprachtheorien der Psychoanalyse</i> , Psychoanalytisches Seminar Zürich
	2010–2012	<b>12 Lehrtutorate</b> , Psychologisches Institut und Seminar für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Universität Zürich (detaillierte Auflistung auf Wunsch einsehbar)
Praktika	06/11–09/11	<b>Klinisches Praktikum</b> (13 Wochen), Psychiatrische Klinik Münsterlingen, Psychotherapieabteilung für Persönlichkeitsstörungen
	01/11–02/11	<b>Klinisches Praktikum</b> (6 Wochen), HELIOS Klinik Bad Grönenbach, Abteilung für Posttraumatische Belastungsstörungen
Universität	08/10–09/10	<b>Forschungspraktikum</b> (6 Wochen), Psychologisches Institut Zürich, Dr. phil. Luder und Dr. phil. Mathys. Forschungsprojekt: Abklärung zur Therapie – Anliegen von Ratsuchenden in Erstgesprächen
Nebenjobs	07/07	<b>Pflegepraktikum</b> (4 Wochen), Kantonsspital Luzern
	11/07–09/12	regelmässiger <b>Sitzwachdienst</b> am Universitätsspital Zürich

## FREIBERUFLICHES ENGAGEMENT

aktuell	Mitglied der Gruppe <i>pli</i> – <i>Psychoanalyse nach Lacan</i>
2014–12/15	<b>Akkreditierungskommissionsmitglied</b> am Freud-Institut Zürich Chefredaktion/Herausgeberin des <i>che vuoi?</i> (interner Kurier des Lacan Seminars Zürich)
2013–2015	<i>Psychoscope</i> (Zeitschrift des FSP, Redaktionskommissionsmitglied, <a href="http://www.psychologie.ch">www.psychologie.ch</a> )
2012–2014	<b>Redaktionsmitglied:</b> <i>Journal für Psychoanalyse</i> (Zeitschrift des Psychoanalytischen Seminars Zürich) <i>LitRadio</i> ( <a href="http://www.litradio.com">www.litradio.com</a> ) <i>delirium</i> (Zeitschrift der AVL Zürich, <a href="http://www.delirium-magazin.ch">www.delirium-magazin.ch</a> )
2010–2012	<b>Chefredakteurin</b> der Studierendzeitschrift <i>aware</i> ( <a href="http://www.aware-magazin.ch">www.aware-magazin.ch</a> ) <b>Studentische Delegierte</b> der Studierendenfachschaft AVL ( <a href="http://www.avl.uzh.ch">www.avl.uzh.ch</a> )

---

## HOBBIES

Konzertharfe spielen, Tango tanzen, Geisteswissenschaftliche Texte und Gedichte übersetzen

---

## VORTRÄGE

Ariadnefaden im Labyrinth: Psychoanalyse als multilinguale, polyphone Praxis  
Sigmund Freud Vorlesungen, Wiener Psychoanalytische Akademie (Wien, April 2016) [Auf Einladung]

Der (Trieb-)Wunsch stirbt zuletzt!  
Psychoanalytisches Seminar Luzern (Luzern, Februar 2016) [auf Einladung]

Die Aufgabe der Psychoanalyse – keine ‚tâche‘ ohne ‚tache‘ [auf Einladung]  
Vortrag an der Psychoanalytischen Bibliothek Berlin, Freud-Lacan-Gesellschaft (Berlin, Oktober 2015)

Zum Übertragungsgeschehen in analytischen Instituten [auf Einladung]  
Übertragungen: Zur Politik der Beziehungen (Hamburg, November 2015)

Wi(e)der: Die Psychoanalyse. Lacans Echo [mit Philippe Haensler]  
*Pli: Stoff #8* (Zürich, August 2015)

Angst in psychoanalytischen Instituten  
Summerschool Lacan-Seminar Zürich „Die Angst in der Philosophie, der Psychoanalyse und der Kultur“ (Zürich, Juli 2015)

Polyphonic listening and multilingualism  
EFPP Tagung 2015, Beyond babel? (Berlin, Juni 2015)

L'organisation de la psychanalyse en Suisse dans les dernières décennies (avec Peter Widmer) [auf Einladung]  
*Dimensions de la psychanalyse* (Paris, Januar 2015)

Kulturgenerator Suizid? [auf Einladung]  
Vortragsreihe Psychoanalyse als Kulturtheorie, Lacan-Seminar Zürich (Zürich, Dezember 2014)

Abschiedsbriefe von Suizidenten – Psychoanalytische Reflexionen [auf Einladung]  
Weiterbildung der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen (Thurgau, September 2014)

Abschiedsbriefe von Suizidenten – Psychoanalytische Reflexionen [auf Einladung]  
Weiterbildung der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen (Thurgau, September 2014)

In our own write – Psychoanalytische Auslegungen von Abschiedsbriefen [auf Einladung]  
ISPS-Germany Tagung zu Gruppentherapie und Psychose (Bochum, Juni 2014)

Le départ ou partir non plus – Theoretische und praktische Reflexionen zu Abschiedsbriefen von Suizidenten

*SGKJPP & SGPP Jahreskongress 2013, Übergänge – eine Herausforderung (Montreux, September 2013)*

Die Lust am Wahn – Analytische Gruppentherapie und die Dynamik des Verrats

*ISPS-Germany Tagung zu Gruppentherapie und Psychose (München, Mai 2013)*

On wishes and wishing in suicide notes [auf Einladung]

*Ipsilon Suicide Research Group (ISRG), 11<sup>th</sup> Meeting (Bern, Mai 2013)*

Abschiedsbriefe von Suizidenten – Einblick in den aktuellen Forschungsstand

*Kolloquium an den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel (Basel, März 2013)*

Über die Versuchung, therapeutische Sitzungsinhalte vorzubereiten und Gründe, ihr zu widerstehen

*Fallvorstellung an den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel (Basel, Februar 2013)*

Suicide in the Canton of Lucerne

*14<sup>th</sup> European Symposium of Suicide and Suicidal Behavior (Tel Aviv, September 2012)*

„Ein Wirth mit Federn in den Haaren, der nach ferndrigem Dreck riecht, ist ein wüst Luegen an einem schönen Morgen.“

*Literatur und Mythos, 2. Studierendenkongress Komparatistik (Bonn, 2011)*

Die Narrenfreiheit in der Literatur

*Literatur und Freiheit, 1. Studierendenkongress Komparatistik (Wien, 2010)*

---

## PUBLIKATIONEN

### Beiträge in Fachzeitschriften, Sammel- und Tagungsbänden:

Boothe, B., & Stojković, D. (2015). Communicating dreams: On the struggle for reliable dream reporting and the unreliability of dream reports. Hg. von Vera Nünning. *Narratologia series, de Gruyter*.

Boothe, B., & Stojković, D. (2013). Schlafhüter und Muntermacher: Zum Verhältnis von Traum und Wunsch. In B. Boothe (Hg.), *Wenn doch nur – ach hätte ich bloss. Die Anatomie des Wunsches*. Zürich: Rüffer & Rub.

Boucsein, V., Mathys, H., & Stojković, D. (2013). „Was führt Sie zu uns?“ – ein Plädoyer für die Erfassung des Anliegens von Ratsuchenden. In L. Arboleda, N. Kapfhamer & V. Luif (Hrsg.), *Tagungsband Psychoanalyse in Forschung und Praxis. Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Ramer, P., Jäggi, P., Aramburu, S., Rusch, S., & Stojković, D. (2010). Narrenfreiheit in der Literatur. In U. Ebel & Lembcke S., *Spannungsfelder: Literatur und Freiheit* (S. 15–21). Marburg: Tectum Verlag.

Schönbächler, G., Stix, D., Boothe, B. (in press). Mapping a gap: Concepts of wishes and wishing in psychoanalysis and the neurosciences. *Neuropsychanalysis*.

Stojković, D., Frei, A., & Walter, M. (2013). Was machen Wünsche in Abschiedsbriefen? In B. Boothe (Hg.), *Wenn doch nur – ach hätte ich bloss. Die Anatomie des Wunsches*. Zürich: Rüffer & Rub.

Stojković, D. (2013). „Was führt Sie zu mir?“ Zur Entfaltung des Wunsches im Erstgespräch. In B. Boothe (Hg.), *Wenn doch nur – ach hätte ich bloss. Die Anatomie des Wunsches*. Zürich: Rüffer & Rub.

Stojković, D., Boothe, B., Frei, A., Frommer, J., & Walter, M. (resubmission in preparation). Tackling the last words: On the scope of suicide note research. *Psychological Bulletin*.

Stojković, D., Boothe, B., Frei, A., Frommer, J., & Walter, M. (eingereicht). „Du hast mir nie gegeben, was ich brauchte.“: Textanalytische Untersuchung der letzten Worte eines jungen Mannes. *Forum für Psychoanalyse*.

### Wissenschaftsjournalismus:

Meier, F. & Stojkovic, D. (2011). „Die Doppelperspektive von Körper und Geist“: Ein Interview mit Lutz Götzmann. *aware*, 9, 42–43.

(2015). Echte Liebe aus einer unechten Welt? *Der Wiener Psychoanalytiker*.

- (2015). Real love from an unreal world. *The Vienna Psychoanalyst*.
- (2014). Über Marktforschung: Ein Gespräch mit Mitja Ruggle. *Psychoscope*, 12.
- (2014). „Ich wollte den Kindern liebe geben“: Ein Gespräch mit einem Pädophilen. *Psychoscope*, 7, 4–7.
- (2013). Berufswunsch Psychoanalytiker? Psychoanalytischer Psychotherapeut? *aware*, 13, 40–43.
- (2013). Abschiedsinterview mit Prof. Dr. Brigitte Boothe. *aware*, 13, 12–13.
- (2012). Im Anfang war die Übersetzung. *aware*, 12, 15–19.
- (2012). Theorie, Empirie und Anschluss: Ein Plädoyer für eine denkende, aber sich prüfende Psychoanalyse. *Psychoscope*, 4, 8–11.
- (2012). Die Kunst des Verführens. *aware*, 11, 12–16.
- (2012). Das bio-psycho-soziale Modell konsequent verfolgt: Ein Gespräch mit Gerhard Dammann. *aware*, 11, 24–25.
- (2011). Nachhaltiger Konsum: Bedürftige Menschen – endliche Ressourcen – unendliche Innovation? *aware*, 10, 20–23.
- (2011). Gedanken zum Glauben. *aware*, 10, 34–35.
- (2011). Die Psychoanalyse am Psychologischen Institut Zürich. *aware*, 8, 14–16.
- (2010). Erlebnisbericht eines Kongressbesuchs. *aware*, 7, 32–33.
- (2010). Über die Pflicht der Selbstachtung. *aware*, 6, 23.
- (2009). Psychologie und Literatur. *aware*, 5, 28.

#### **Literaturkritik:**

Stojković, D. (2013). Einhalttestellen. *delirium*, 8–9.

#### **Editorials:**

- Stojković, D. (2013). Mobilität – Identität – Kultur. *Journal für Psychoanalyse*.
- (2012). Psychologie und Sprache. *aware*, 12, 3.
- (2012). Die Kunst des Verführens. *aware*, 11, 3.
- (2011). Nachhaltiger Konsum. *aware*, 10, 3.

#### **Rezensionen (Inkl. Kurzrezensionen):**

- Stojković, D. (2014). Der Wahnsinn der Philosophie – Daniel Strassberg. *Journal für Psychoanalyse*.
- (2014). Cybersex – Agatha Merk (Hg.). *Journal für Psychoanalyse*.
- (2014). Cinépassion reloaded – Markus Fäh u. Yvonne Frenzel (Hg.). *Journal für Psychoanalyse*.
- (2013). Narratives Verstehen – Brigitte Rath. *Diegesis*.
- (2013). Suizidalität – Benigna Gerisch. *Journal für Psychoanalyse*.
- (2011). Wesen und Wege nachhaltigen Konsums. *aware*.

## **Deklaration**

Hiermit erkläre ich, dass

- die Dissertation von mir selbst ohne unerlaubte Beihilfe verfasst worden ist und
- diese Dissertation noch an keiner anderen Fakultät eingereicht wurde.

Ort und Datum Unterschrift

.....